Allgemeine
Deutsche Volks-Bibliothek.

Siebenter Jahrgang.

Vierter Band.

Charles Ball,

der Negersclave.

Zweiter Theil.

Berlin, 1854.

Im Verlage von Julius Springer.

(Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.)

Charles Ball,

der

Negersclave.

Leben und Abenteuer eines Negers,

während seines vierzigjährigen Aufenthalts
in verschiedenen Staaten Amerikas.

Erzählt von ihm selbst.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Julius Springer.
1854.

Charles Ball,

der Negersclave.

Eine getreue Schilderung der Sitten und Gebräuche der Pflanzer und Sclavenbesitzer des Südens, so wie des Zustandes und der Behandlung der Sclaven (mit Beobachtungen über den moralischen Zustand der Baumwollenpflanzer) und den Beschwerden und Leiden eines flüchtigen Negers, welcher zweimal aus dem Baumwollenlande entfloh.

II.

Erstes Kapitel.

Ich bin, obwohl ich stets eine niedere Stellung im Leben eingenommen habe, doch mehr gereist und habe mehr von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten gesehen, als manche hochgestellte Personen, die eine weit größere Weltkenntniß beanspruchen, als ich zu besitzen vermeine; die Kenntniß eines Menschen ist aber nicht nach Dem, was er sich gedacht und eingebildet, sondern nach Dem zu würdigen, was ihn die Erfahrung gelehrt hat; und wenn wir seine Fähigkeit, Andere zu belehren, abschätzen wollen, dürfen wir ihn nicht danach beurtheilen, wie er seiner Angabe nach die Welt und die Menschen beschaffen zu sehen wünscht, sondern nach Dem, was er gesehen hat und nach den richtigen Schlüssen, die er aus den Handlungen zieht, welche er bei seiner Musterung der verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft beobachtet hat. Ich maße mir nicht an, in diesem Buche Theorien erörtern oder Systeme aufstellen zu wollen. Ich begnüge mich, Thatsachen zu schildern, wie ich sie sah.

In den nördlichen und mittlern Staaten legt man, so weit ich sie kennen gelernt habe, sehr wenig Werth auf alte Herkunft und Familienstolz, und diese Mißachtung der letztern scheint mir eine nothwendige Folge des dortigen Zustandes der Dinge zu sein. In den Staaten New-York und Pennsylvanien gibt es so viele Wege, auf denen man sich Auszeichnung erwerben kann und erwirbt, und so viele und mannigfache Mittel, um Reichthum zu erlangen, daß jedem Anspruche auf höhere Geltung, der sich auf den Besitz irgend einer Art Eigenthum gründet, durch die öffentliche Meinung Schweigen auferlegt wird. Einem großen Grundbesitzer hält ein großer Manufacturist die Wage und ein großer Kaufmann überwiegt ihn vielleicht sogar noch, während ein glücklicher und geschickter Handwerker mit ihnen allen wetteifert. Familienansehen kann unter diesen Männern nicht aufkommen. In den Pflanzerstaaten ist es jedoch ganz anders. Hier bilden Ländereien und Sklaven das einzige Eigenthum des Landes, das in Betracht kommt.

Der Handwerker ist nur eine Art Tagelöhner der Pflanzer und arbeitet hier und da im Lande, wo er Beschäftigung findet, um sich dann wieder zu entfernen. Er behauptet einen Mittelrang zwischen dem Gentleman und dem Sklaven. Gentleman ist er nicht und kann es aus dem Grunde nicht sein, weil er seine eigene Arbeit verrichtet.

Nach dem, was ich gesehen habe, scheint mir der ganze Handel der Baumwollengegenden in den Händen Fremder zu sein, und diese sind zum großen Theil Ausländer. Die Pflanzer verkehren mit ihnen aus Nothwendigkeit, weil sie die Gegenstände, die sie brauchen, doch von Jemand beziehen müssen. Der Krämer lebt vielleicht eben so gut und noch besser, als der Pflanzer, aber sein Reichthum ist nicht so augenfällig. Er

ist immer wie ein Fremdling im Lande. Seine Lebensweise ist der seiner Nachbarn nicht ähnlich — er ist nicht „Einer von uns."

Die Gäste meines Herrn gehörten sämmtlich Pflanzerfamilien an, und die Familien der Baumwollenpflanzer haben weiter nichts zu thun, als Besuche zu machen, oder zu lesen, zu jagen, zu fischen, sich lasterhaften Vergnügungen zu ergeben oder auch still zu sitzen und gar nichts zu thun. Jede Art Arbeit ist durch allgemeine Sitte den Söhnen und Töchtern der Pflanzer so streng verboten, als wäre sie durch ein Landesgesetz bei Geld- und Gefängnißstrafe untersagt und dem öffentlichen Ankläger die Hälfte der Geldstrafe zugesichert. Den Gentleman unterscheidet hier von dem gemeinen Manne einzig und allein der Umstand, daß der letztere für seinen Unterhalt arbeitet, während der erstere Sklaven hat, die für ihn arbeiten müssen. Kein Mann, der mit seinen Händen arbeitet, kann oder wird in den höheren Klassen der Gesellschaft Aufnahme als Gleichberechtigter finden und ebenso wenig kann er hoffen, seine Familie besser behandelt zu sehn. Dieses unselige Gesetz der öffentlichen Meinung hat im Süden unendliches Unheil gestiftet.

Kein Mensch arbeitet in Südcarolina, den die Noth nicht dazu treibt. Unter diesen Umständen lassen viele Personen von beschränktem Vermögen ihre zahlreichen Kinder ohne Erziehung und ohne die Mittel aufwachsen, um die Kosten einer verschwenderischen Lebensweise bestreiten zu können. Die erwachsenen Söhne bringen alsdann nichts mit in die Welt, worauf sie stolz sein könnten, ausgenommen den Umstand, daß sie weiße Männer sind und sich nicht durch Arbeit zu erhalten brauchen.

Dieser falsche Stolz hat die ganze Masse der weißen Bevölkerung angesteckt, und der junge Mann, dessen Vater ein halb Dutzend Kinder und eine gleiche Anzahl Sklaven hat, blickt mit affektirter Verachtung auf den Sohn des Nachbars herab, der keine Sklaven besitzt und daher sein Brod durch Arbeit verdienen muß; der Sohn des Negerbesitzers aber erhält sich in einer Art müßiger Armuth, die nur einen Schritt von wirklicher Dürftigkeit entfernt ist. Diese armen Sklavenbesitzer werden von den Sklaven am meisten gehaßt, denn sie sind in der That weit tyrannischer, als die großen Sklaveneigenthümer und alle andern weißen Leute, die Aufseher ausgenommen.

Ein Mann, der nur vier oder fünf Sklaven besitzt, ist in der Regel am eifrigsten bereit, einen Neger aufzugreifen, den er außerhalb der Pflanzung ertappt, um ihn unbarmherzig für dies Vergehen zu peitschen. Das Gesetz ermächtigt ihn ebenso gut, die Person eines ohne Paß wandernden Negers anzuhalten, als es dem Besitzer von fünfhundert Sklaven diese Befugniß ertheilt; und die alte Erfahrung, daß kleine Tyrannen die ärgsten sind, bewährt sich auch im Baumwollenlande.

Der Weiße, welcher kein Eigenthum, keine Besitzung und keine Bildung hat, befindet sich in Carolina in einer Lage, die nicht besser ist als die des Sklaven, abgesehn von dem Umstande, daß er der Herr seiner eignen Person und seiner eignen Zeit ist und, wenn er Lust hat, anderswohin auswandern und seine Umstände verbessern kann, während der Sklave durch unsichtbare Ketten an die Pflanzung gefesselt ist.

Meiner Ansicht nach gibt es in den Vereinigten Staaten nirgends eine Menschenklasse, die sich in einem schlimmern

und erniedrigendern Zustande moralischer Knechtschaft befände, als diese weißen Leute, die in jener Gegend des Südens wohnen, wo sich fast alles Grundeigenthum in den Händen der großen Pflanzer befindet. Viele dieser Weißen leben in elenden Hütten, die nicht halb so gut sind, als die Häuser, womit einsichtsvolle Pflanzer ihre Sklaven versorgen. Manche dieser Hütten der Weißen sind nur aus Stöcken oder kleinen Stangen errichtet, deren Zwischenräume mit einem Gemisch aus Erde und Fichtennadeln ausgefüllt sind. Manche schlagen ihre Wohnung tief im Fichtenwalde auf und fristen ihr Leben kärglich, indem sie den Terpentin von den Bäumen sammeln. Andre wohnen auf einem unfruchtbaren werthlosen Stückchen Landes am Ufer eines Flusses und nähren sich kümmerlich von dem, was ihnen das Wasser und ein schlecht angebautes Gärtchen liefert.

Diese Leute gehören nicht zu der in andern Gegenden so nützlichen Klasse der Tagelöhner oder Handarbeiter. Im Süden beschäftigt man diese weißen Hüttenbewohner nie mit Lohnarbeit auf den Pflanzungen. Zwei Umstände verbieten dies. Der Weiße, wie arm und dürftig er auch sein mag, ist doch zu stolz, um auf dem nämlichen Felde neben dem Negersklaven zu arbeiten, während der Sklaveneigenthümer seinerseits nicht geneigt ist, weiße Leute der niedrigsten Klasse mit seinen Negern in Berührung zu bringen, weil deren Moral dadurch verdorben und vielleicht auch ein unerlaubter Handel zum Nachtheil des Herrn betrieben werden könnte.

Die Sklaven sind in der Regel der Meinung, daß ihre Lage, wie elend sie auch sein mag, doch immer noch dem erbärmlichen Leben jener armen Weißen vorzuziehen ist. Die Sklaven finden einen Trost in dieser Ansicht, in der sie übrigens durch ihre Herren bestärkt werden, die ihrem eignen

Vortheil zu dienen glauben, wenn sie die Neger in der Meinung erhalten, daß sie besser darin sind, als viele Weiße, die zwar frei, aber genöthigt sind, für sich selbst zu sorgen.

Die vorstehenden Bemerkungen finden jedoch nur auf die ländlichen Distrikte der untern Gegenden Georgiens und Carolinas volle Anwendung. Im Oberlande, wo Sklaven nicht so zahlreich sind und wo weniger Baumwolle und mehr Getreide gebaut wird, ist der Unterschied zwischen einem Weißen, der Sklaven und eine Pflanzung besitzt, und einem andern Weißen, der keins von Beiden hat, nicht so groß. Auch in den Städten, namentlich in Charleston und Savannah, wo die Zahl der Weißen, die keine Sklaven haben, sehr groß ist, sind sie durch ihre Masse im Stande, eine moralische Macht zu bilden, die stark genug ist, um im Gemeinwesen von Einfluß zu sein.

Ich kehre jetzt zu meiner Erzählung zurück. Als Anfangs März oder vielleicht schon an einem die letzten Tage des Februar mein Schleppnetz fertig war, sagte mein Herr, ich sollte drei andre Neger mit mir nehmen und eine Stelle im Flusse zur Fischerei einrichten. Das war eine äußerst unangenehme Aufgabe, denn es war dabei nichts Geringeres erforderlich, als alle die im Flusse zu Boden gesunkenen alten Baumstämme und Aeste herauszuziehen, so weit sich unsere Fise rei erstrecken sollte. Der älteste Sohn meines Herrn hatte eine Reise den Fluß hinab gemacht, um zwei Boote zu kaufen, die zum Fischfang verwendet werden sollten; als ich sie jedoch sah, erklärte ich sie für völlig untauglich zu diesem Zwecke. Es waren alte Bateaux und so leck, daß sie nicht im Stande gewesen wären, ein nasses Netz und die Leute, die es auszuwerfen hatten, zu tragen. Ich rieth, aus einigen der großen Fichten im Walde zwei gute Kähne zu bauen. Dieser

Rath wurde angenommen und ich begann mit fünf andern Arbeitern die Kähne zu zimmern, die vor Ablauf einer Woche fertig wurden.

So weit war Alles gut und ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß ich der Vorsteher der neuen Fischerei werden und die andern Hände zu kommandiren haben würde. Auch erwartete ich, mir selbst durch Verwerthung eines Theils der kleinen Fische einige Vortheile zu verschaffen. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Der Herr hatte diese Stelle erst kurz vor meiner Ankunft auf der Pflanzung gekauft; bis zu dieser Zeit hatte er keine Stelle am Flusse besessen, die sich zur Herstellung einer Fischerei geeignet hätte. Seine Ländereien grenzten zwar in einer Ausdehnung von mehr als einer Meile an den Fluß, aber auf dieser ganzen Strecke trennte ein unzugänglicher Morast den Strom vom festen Lande. Die höchsten Stellen dieses Morastes oder Sumpfes hatte er zu Reisfeldern benutzt; vom Ufer des Flusses sah er sich jedoch so gänzlich abgeschnitten, als wenn ihn ein Ocean davon getrennt hätte.

An dem Tage, als wir die Kähne auf den Fluß brachten und noch damit beschäftigt waren, einige Wurzeln und alte Bäume, die in der Nähe des Ufers im Schlamme staken, zu entfernen, erschien ein Fremder von wenig empfehlendem Aeußern und erklärte, er wäre von unserm Herrn gesendet, um die Fischerei und alle dabei vorkommenden Arbeiten zu beaufsichtigen. Dieser Mann sollte nach seinem Vertrage mit meinem Herrn anstatt der Bezahlung einen Theil aller gefangenen Fische erhalten und es war ihm uns gegenüber die nämliche Autorität ertheilt, wie sie der Aufseher im Baumwollenfelde übt.

Ich fand bald, daß ich Ursache hatte, meine Entfernung von der Pflanzung zu bedauern. Es war durchaus unmöglich, die alten Stämme und andern Abraum vom Boden des Flusses zu entfernen, ohne ins Wasser zu gehen und sie mit langen Hebestangen von ihrer Stelle zu reißen. Wir mußten dabei bis an die Schultern in den Fluß gehen, ja oft sogar mit dem Kopf untertauchen, um das versunkene Holz emporzuheben. Bevor indeß eine Woche verging, hatten wir den Grund geräumt und begannen nun unser Schleppnetz auszuwerfen. Anfangs fingen wir nur gemeine Flußfische; nach etlichen Tagen aber begannen wir Alsen zu fangen. Von den gewöhnlichen Fischen, als Hechten, Barsen und dergl., durften wir so viel behalten, als wir zu essen vermochten; leider hatten wir aber keinen Speck oder anderes Fett, um sie damit zu braten, und wir begnügten uns mehrere Tage damit, sie auf Kohlen zu rösten und zu unserem Maisbrod und Kartoffeln zu essen. Wir hätten sehr gut leben können, wenn wir die Alsen hätten rösten und essen dürfen, denn eine fette Alse kann man in ihrem eignen Fette gut genug braten, ohne daß es einer Zuthat bedurfte.

Alle die Alsen, die wir fingen, wurden sorgfältig durch einen Neger weggeschafft, der täglich dreimal mit einem Wagen nach der Fischerei kam.

Der Fischereiaufseher hatte eine Familie, die mehrere Meilen am Fluß aufwärts wohnte. Im Sommer fischte er mit der Angel und kleinen Netzen, wenn er nicht mit Terpentinsammeln im Walde beschäftigt war. Im Winter ging er ebenfalls in den Fichtenwald, um Theer zu bereiten, kehrte aber mit dem Beginne des Frühlings nach dem Flusse zurück, um vom Alsenfang Vortheil zu ziehen. Er galt für einen der geschicktesten Fischer am Congareefluß und mein Herr hatte

ihn als Aufseher seiner neuen Fischerei vermuthlich in der Erwartung angestellt, daß er sein Möglichstes dabei leisten würde, da er den zehnten Theil aller gefangenen Fische erhielt.

Der Fischaufseher verfuhr einige Tage ganz gut im Interesse seines Auftraggebers, denn er zwang uns, Tag und Nacht mit dem Schleppnetze zu arbeiten und gönnte uns kaum Zeit genug zu dem erforderlichen Schlafe. Volle sechzehn Stunden mußten wir täglich mit Einschluß des Sonntags arbeiten. Wir hatten unsere gewöhnliche Quantität Brod und Kartoffeln, nebst gewöhnlichen Fischen vollauf; ein gerösteter Flußfisch mundet jedoch ohne Salz und Fett nicht besonders, und nachdem wir sie eine Woche täglich gegessen hatten, machten wir uns nichts mehr daraus.

Inzwischen begann die Disciplin unsers Fischaufsehers minder streng zu werden; nicht daß er freundlicher gegen uns geworden wäre oder weniger Arbeit von uns gefordert hätte, aber wenn er uns zwingen wollte, die ganze Nacht zu arbeiten, war es nothwendig, daß er auch selbst die ganze Nacht aufblieb und uns bewachte. Solchem Ungemach und solcher Entbehrung vermocht' er sich nicht lange zu unterziehen, und eines Abends bald nach Dunkelwerden rief er mich zu sich und sagte, daß er mich für diese Nacht zum Aufseher der Fischerei zu machen gedächte, und er zweifelte nicht, daß ich ebenso gut ohne als mit ihm die Leute zur Arbeit anhalten und auf das Geschäft achten würde. Darauf begab er sich in seine Hütte und ging zu Bett, während ich das Netz auswarf und einen guten Zug that. Wir fingen mit demselben mehr als zweihundert Alsen und setzten unser Geschäft die ganze Nacht mit großem Fleiße fort, indem wir uns nur so viel

Ruhe gönnten, um unsere gewohnte Mahlzeit um Mitternacht zu halten.

Jeder Fischer weiß, daß die Nacht die beste Zeit zum Alsenfang ist, und die geringe Ruhezeit, die wir uns seit dem Beginne des Fischfangs vergönnt hatten, war stets zwischen acht Uhr Morgens und vier Uhr Nachmittags gewesen, außer wenn sich während dieser Zeit ein Zug Fische im Flusse zeigte, denn in diesem Falle mußten wir jedenfalls aufstehen und das Netz auswerfen. Der Fischaufseher hatte uns vom Anfang an sehr streng behandelt und sehr freien Gebrauch von einer langen Hickorygerte gemacht, die er bisweilen bei sich führte. Zu Zeiten mäßigte er seine Strenge aber auch und plauderte ganz vertraulich mit uns, namentlich mit mir, weil er sah, daß ich etwas von unserm Geschäft verstand. Die Sache war, daß dieser Mann von dem Verfahren mit dem Schleppnetze nichts verstand, und ich war daher von Anfang an genöthigt gewesen, die Operationen dabei zu leiten, obwohl der „Master“ allezeit sehr laut und geräuschvoll commandirte und uns anwies, an welcher Stelle des Flusses wir das Netz auswerfen sollten.

Er war jedoch nie an regelmäßige Arbeit und fortgesetzte Ausübung eines bestimmten persönlichen Berufs gewöhnt gewesen und konnte daher auf die Dauer keine Anstrengung ertragen; er hätt' es sicherlich nicht über sich gewinnen können, ein Jahr lang täglich zwölf Stunden zu arbeiten, wären ihm auch zehntausend Dollars dafür zugesichert worden.

Wir arbeiteten diese Nacht, die erste unter meiner Aufsicht, sehr angestrengt, und als am nächsten Morgen die Sonne aufging, war der Master noch nicht aus seinem Bette aufgestanden. Es war dies die gewöhnliche Stunde, um die man

die Fische zu theilen pflegte, und ich ersuchte ihn, herauszukommen, um zu sehn, daß dies Geschäft ordentlich besorgt würde; da er jedoch nicht sogleich erschien, nahm ich die Theilung selbst vor und verfuhr so gerecht als möglich dabei, während ich indeß doch dem Master einen vollen und reichlichen Antheil großer Fische gab. Als er sich bei uns einfand und beide Fischhaufen — den seinigen und den meines Herrn — betrachtete, war er so wohl zufrieden mit dem, was ich gethan, daß er sagte, er würde nicht aufgestanden sein, hätt' er gewußt, wie gut ich für ihn sorgen würde. Ich war froh, dies zu hören, denn ich hoffte, ihn dadurch veranlassen zu können, den größern Theil der Zeit in seiner Hütte zu bleiben, wozu er, wie ich überzeugt war, große Lust hatte.

Am Abend sagte mir der Master abermals, er wäre nicht wohl und würde zu Bett gehen; ich möchte daher seine Stelle ebenso wie in der vergangenen Nacht einnehmen. Diese Nacht kochten wir so viel Alsen, als wir zu essen vermochten, trugen aber Schuppen und Eingeweide der gestohlenen Fische sorgfältig weit in den Fluß hinaus. Am Morgen nahm ich die Fischtheilung vor, bevor ich den Master rief, und alsdann bat ich ihn, zu kommen und zu sehn, was ich gemacht hätte. Er war abermals sehr zufrieden und machte nunmehr uns Allen den Antrag, uns die Leitung der Fischerei in der Nacht ganz allein zu überlassen, wofern wir die Sache vor unserm Herrn geheimhalten wollten. Damit erklärten wir uns alle gern einverstanden und ich wurde ermächtigt, die andern Hände bei der Arbeit zu beaufsichtigen. Ich hatte jetzt die Absicht erreicht, die mir, seit wir an diesem Orte zu fischen begannen, am Herzen gelegen hatte.

Seitdem und bis die Jahreszeit des Fischfangs zu Ende ging, lebten wir Alle gut und arbeiteten nicht mehr, als unsern Kräften angemessen war. Ich besorgte nicht, vom Fisch-Master bestraft zu werden, denn er war jetzt zum wenigsten eben so sehr in meiner Gewalt, als ich in der seinigen; hätte mein Herr gewußt, daß er sich mit uns verständigt, um die ganze Nacht in seiner Hütte schlafen zu können, so würd' er alsbald seine Stelle und alle von der Fischerei gehofften Vortheile verloren haben.

Das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven läßt eine treue Anhänglichkeit kaum zu, außer in wenig vereinzelten Fällen, wo die Behandlung von Seiten des Herrn von der Art gewesen, daß er ein starkes Gefühl der Dankbarkeit im Sklaven erweckt hat, oder wo der letztere besorgt, durch den Tod des Herrn oder überhaupt durch Trennung von demselben in die Gewalt eines tyrannischen Gebieters und in eine schlimmere Lage zu gerathen. Ich habe nie einen Sklaven gekannt, der ein Gebot der Moral zu verletzen glaubte, wenn er sich etwas, das seinem Herrn gehörte, zueignete, sobald er es zur Verbesserung seiner Lage nöthig hatte.

Der Sklave sieht seinen Herrn ein bequemes Haus bewohnen, in einem schönen Wagen fahren und kostbare Kleider tragen, und erblickt im Besitze dieser Genüsse eine Frucht seiner eigenen Arbeit, während er, der einem Andern so viel Freude und Vergnügen verschafft, sich selbst der nothwendigen Lebensbequemlichkeiten beraubt sieht. Unwissende Menschen denken und urtheilen nicht logisch; und indem der Sklave bei seiner Beurtheilung der Dinge Alles von der Ursache zur Wirkung verfolgt, schreibt er Alles, was er im Besitze seines Herrn sieht, seiner eigenen Mühe zu, ohne sich weiter darum zu bekümmern, in wiefern Geschicklichkeit, Einsicht und kluges Ver-

fahren seines Herrn zur Anhäufung des Reichthums beigetragen haben mag, der ihn umgibt.

Nachdem die Fischerei thatsächlich unter meinem Befehl gekommen war, ließ ich mir's angelegen sein, den Master jeden Morgen bei Sonnenaufgang zu wecken, damit er bei der Fischtheilung gegenwärtig sein möchte; darauf mußt' ich sehn, weil sonst der Kärrner, der am Morgen mit dem Fischkarren kam, meinem Herrn hätte berichten können, daß der Fischmaster noch im Bett läge. Mir mußte jetzt daran liegen, die gute Meinung meines Herrn im Begriff seines Agenten zu erhalten.

Seit meiner Ankunft in Carolina hatt' ich niemals hinreichenden Speck zu meiner Mahlzeit gehabt, und ich beschloß nun, mir einen genügenden Vorrath dieses köstlichen Artikels zu verschaffen, um mich und alle meine Mitsklaven bei der Fischerei in vollem Maße damit zu regaliren. Zu dieser Jahreszeit gingen häufig Boote mit mancherlei Gütern und Waaren beladen, den Fluß hinauf; in der Regel führten sie auch bedeutende Quantitäten Salz zum Einsalzen der Fische u. s. w. auf den Pflanzungen. Diese Boote brachten desgleichen Speck und eingesalzenes Schweinefleisch zum Verkauf; da sie aber ihre Fahrt nur bei Tage vornahmen und des Nachts still lagen, in unserer Nähe jedoch noch keines Halt gemacht hatte, war es uns bisher unmöglich gewesen, uns mit einem der Bootsherren in einen Handel einzulassen. Wir sollten indeß nicht immer so unglücklich sein. Eines Abends, in der zweiten Woche des Fischfangs, sahen wir gegen Sonnenuntergang ein großes Kielboot den Fluß heraufkommen und bald nachher am andern Ufer, uns geradeüber, zum Uebernachten anlegen. Wir hatten bei unserer Fischerei einen kleinen Kahn, einen sogenannten Punt, etwa zwölf Fuß

lang; als wir nun auf den Fluß gingen, um das Schleppnetz zum ersten Zuge nach Einbruch der Nacht auszuwerfen, hängte ich den Punt an unsern großen Kahn und als wir das Netz niedergelassen hatten, überlies ich daß Geschäft, es gegen das Ufer zu ziehen, den andern Händen, und begab mich im Punt nach dem Kielboote hinüber. Ich fragte den Kapitän, ob er Speck hätte, den er gegen Alsen austauschen wollte, und er antwortete, er hätte ein wenig, da er jedoch viel Gefahr liefe, wenn er sich mit einem Sklaven in einen Handel einließe, so müßt' ich mich dazu verstehn, ihm mehr als den gewöhnlichen Preis dafür zu zahlen. Endlich erbot er sich, mir hundert Pfund Speck für dreihundert Stück Alsen zu geben. Das war mindestens zwei Mal so viel, als der Speck werth war; wir handelten jedoch nicht, wie es die Leute zu thun pflegen, wo die Bedingungen von beiden Seiten festgestellt werden: denn hier setzte der Kapitän des Kielbootes die Bedingungen für beide Parteien fest. Er lief indeß Gefahr, wegen Verkehrs mit Sklaven, was in Carolina ein schweres Vergehen ist, gerichtlich verfolgt zu werden, und ich verkaufte meinerseits das, was mir von Rechtswegen nicht gehörte, worauf ich aber nach dem Ausspruche meines Gewissens ein besseres Recht hatte, als jede andre Person. Das Bewußtsein dieses Rechts wurde durch meinen nicht geringen Appetit nach Speck noch besonders unterstützt und so entschied sich die Frage der Moralität dieses Handels völlig zu meinen Gunsten. Wir thaten diesen Abend mit unserm Netze einen vorzüglich guten Zug, und als ich zurückkehrte, waren die Leute am Ufer alle beschäftigt, das Netz an's Land zu ziehen. Sobald wir die Fische herausgenommen hatten, legten wir dreihundert davon in einen unserer Kähne und fuhren damit zum Kielboote hinüber, wo die Fische abgezählt wurden, worauf wir

den Speck schleunigst in unser Fahrzeug nahmen. Der Kapitän des Bootes war ein hagerer Mann von mittlern Jahren mit langem, buschigem Haar und er sah mir ganz darnach aus, als gehörte er zu den Personen, die sich wenig um die Meinung der Leute kümmern. Ich erwartete, er würde nicht sehr gewissenhaft darauf sehn, mir meine vollen hundert Pfund Speck zu geben; darin irrte ich mich jedoch, denn er wog die Stücke mit großer Genauigkeit auf einer Schnellwage und gab mir gutes Gewicht. Als das Geschäft beendigt und der Speck in meinem Kahne war, äußerte er, er hoffte, ich wäre mit ihm zufrieden, und versicherte, ich würde den Speck gewiß vortrefflich finden. Als ich im Begriff war, vom Boote abzustoßen, sagte er mir noch leise (obwohl uns außer seinen Leuten Niemand hören konnte), daß er in etwa vierzehn Tagen wieder den Fluß herabkommen und sich freuen würde, wenn er mir alsdann etwas abkaufen könnte; „ich will Euch," fügte er hinzu, „halb so viel für Baumwolle geben, als sie in Carolina werth ist, und dafür in Geld oder Waaren, wie Ihr's wünscht, bezahlen. Seht Euch vor, Euch nicht selber zu verrathen, und ich werde ehrlich mit Euch verfahren."

Ich war so sehr erfreut darüber, hundert Pfund guten Speck in meinem Besitze zu haben, daß ich für den Augenblick weder in meinem Kopfe, noch in meinem Herzen Raum behielt, um dieses Mannes Begriffe von Ehrlichkeit in Betracht zu ziehen; ich ruderte mit aller Kraft nach unserm Landungsplatze, wo wir den Speck aus unserm Kahne nahmen, in ein altes Salzfaß packten und sicher in einem Loche aufbewahrten, das ich zu diesem Zwecke in den Fußboden meiner Hütte gegraben hatte.

Die Kartoffeln wurden uns damals gänzlich vorenthalten, weil die Kapitäne der Kielboote einen sehr hohen Preis für diesen Artikel zahlten, um ihn, wie ich hörte, nach New-York und Philadelphia zu führen. Seit Weihnachten war uns gestattet worden, jeden Sonntag Abend entweder ein Peck Mais, wie gewöhnlich, oder ein halbes Peck Mais und ein halbes Bushel Kartoffeln beliebig zu wählen. Das halbe Peck Mais und das halbe Bushel Kartoffeln waren weit mehr werth, als ein Peck Mais; aber die Kartoffelärnte war dies Jahr so reichlich ausgefallen, daß man wenig Werth darauf legte, während einem großen Pflanzer wohl an der Ersparung des Mais gelegen sein konnte. Da jedoch die Bootsleute jetzt einen halben Dollar für ein Bushel Kartoffeln boten, wurden wir wieder auf unsere Maisrationen beschränkt.

Wir lebten jedoch bei der Fischerei auch ohne unsre Kartoffeln vortrefflich, obwohl unser Herr sicherlich glaubte, daß unsre Kost nur aus Maisbrod und Fischen ohne Speck und Butter bestände. Beim Gebrauch unseres Speckes war die äußerste Vorsicht nöthig, und um den Verdacht des Herrn und Anderer, welche die Fischerei häufig besuchten, nicht zu erregen, schärfte ich unsern Leuten ein, unsere Gerichte nie zu braten, sondern stets zu kochen. Gekochten Speck kann man nicht weit riechen, den gebratenen aber riecht eine gute Nase eine Meile weit.

Wir hielten jede Nacht zwei Mahlzeiten, die eine mit Speck, die andere mit gebratenen Alsen, in Folge deren wir kaum noch Appetit zu dem Frühstück und Mittagsessen behielten, das wir bei Tage bereiteten und das aus Maisbrod ohne Salz und gekochten Fischen ohne alle Zuthat bestand. Länger als zwei Wochen erfreuten wir uns dieser glücklichen Lebensweise, ohne von unserm Herrn, seinem Sohne oder dem

Fischereiaufseher belästigt zu werden. Wir waren jetzt jeden Abend der Rückkehr des Schiffers gewärtig, der uns den Speck verkauft hatte, und der Mann, der bei jener Gelegenheit mit mir im Kahne gewesen, hatte die Aufforderung des Kapitäns in Betreff der Baumwolle nicht vergessen. Mein Mitsklave war aus Virginien gebürtig und bereits vor zehn Jahren verkauft und nach Carolina gebracht worden. Er war ein gutmüthiger, freundlicher Mann, der mir manche Gefälligkeit erwies, wie sie ein Sklave dem andern zu erzeigen vermag, und ich war ihm von Herzen zugethan; aber er hatte sich die nur allzu gewöhnliche Maxime zu eigen gemacht, daß ein Sklave kein Unrecht begeht, wenn er den Herrn beraubt.

Der Leser wird in Folge des berichteten Speckhandels vielleicht glauben, daß auch ich diese Regel zu einem Artikel meines Glaubens gemacht hatte; ich erkläre jedoch feierlich, daß dies nicht der Fall war, und daß ich die Herren, denen ich diente, niemals ohne ihre Einwilligung eines Gegenstands beraubte, einige Nahrungsmittel ausgenommen; und auch von diesen gab ich stets mehr als die Hälfte meinen Mitsklaven, die derselben nicht minder bedürftig waren als ich.

Mein Gefährte theilte mir eines Tages mit, er hätte einen Plan, durch welchen wir dreißig oder vierzig Dollars erlangen könnten, wenn ich mich mit ihm an der Ausführung betheiligen wollte. Dreißig oder vierzig Dollars waren eine große Summe für mich. So viel Geld hatt' ich in meinem Leben nicht besessen und ich erklärte ihm, daß ich gern Alles Mögliche thun würde, um einen solchen Schatz zu erlangen. Er eröffnete mir darauf, er wüßte, wo das Maulthier und der Karren, womit man unsre Fische abholte, Nachts eingestellt würden, und er beabsichtigte, in der nächsten dunkeln

Nacht nach der Pflanzung zu gehen, das Maulthier an den Karren zu spannen, zum Baumwollenhause zu fahren, zwei Säcke Baumwolle auf den Karren zu laden, sie nach einem kleinen Fichtenhölzchen unweit der Fischerei am Flußufer zu bringen und dort versteckt zu lassen, bis das Kielboot zurückkehren würde. Von mir verlangte er nur, seine Abwesenheit bei den andern Händen durch einen passenden Vorwand zu entschuldigen und ihm bei der Ankunft des Bootes seine Baumwolle in den Kahn schaffen zu helfen.

Mir mißfiel der ganze Plan eben so sehr der Unrechtlichkeit als der damit verknüpften Gefahr wegen; mein Gefährte ließ sich jedoch durch all meine Einwendungen nicht entmuthigen und sagte, wenn ich nicht theilnehmen wollte, wär' er entschlossen, es allein zu unternehmen, vorausgesetzt, daß ich nicht gegen ihn aussagen würde. Ich gab darauf keine Antwort; er hatte mich jedoch so oft meinen Abscheu über den Verrath, den ein Sklave gegen den andern zu üben vermöchte, aussprechen hören, daß er sich vermuthlich in dieser Beziehung ganz sicher fühlte. In der zweiten Nacht nach diesem Gespräche war es sehr finster, und als wir das Netz auswerfen wollten, fehlte Nero. Die Andern fragten mich, ob ich wüßte, wo er wäre, und als ich verneinend antwortete, kümmerte man sich weiter nicht um den Umstand, denn es geschieht sehr häufig, daß sich die Sklaven in der Nacht aus ihren Wohnungen entfernen, und wenn dies vom Herrn oder Aufseher nicht entdeckt wird, sagen die Sklaven nie etwas davon. Im gegenwärtigen Falle vermutheten die andern, Nero würde eine Sklavin, die er als seine Frau betrachtete und die auf einer benachbarten Pflanzung lebte, besucht haben; sie waren gern bereit, etwas angestrengter zu arbeiten, damit er die Freude haben könnte, seine Familie zu besuchen.

Er kehrte vor Tagesanbruch zurück und befriedigte die Neugier unserer Gefährten leicht durch die Angabe, daß er seine Frau besucht hätte. Schon am nächsten Abend kam das Kielboot den Fluß herab, fuhr nach unserer Seite, rief uns an und legte am Ufer unterhalb unsers Landungsplatzes an, indem es seine Seile an den jungen Fichten befestigte, deren ich oben gedacht habe. Nachdem wir das Netz zum erstenmal ausgeworfen hatten, vermißte ich Nero; er kam jedoch bald zu uns und sagte, er wär' im Walde gewesen, um etwas Kienholz zum Feueranmachen zu sammeln; er brachte allerdings eine Tracht solchen Holzes mit. Am Morgen war das Kielboot verschwunden und Alles hatte auf unserer Fischerei das gewöhnliche Ansehen; als jedoch der Mann mit dem Maulthier und Karren kam, um die Fische zu holen, erzählte er uns, daß auf der Pflanzung große Unruhe herrschte. Der Aufseher hatte entdeckt, daß in der letzten Nacht zwei Säcke Baumwolle gestohlen worden, und sämmtliche Hände würden deshalb einer Untersuchung unterworfen. Die Sklaven der Pflanzung hatten insgesammt jede Kenntniß von der Sache in Abrede gestellt, und da sich gegen keinen Einzigen etwas nachweisen ließ, hatte der Aufseher, als unser Berichterstatter das Quartier verließ, gedroht, er würde alle Hände ohne Ausnahme peitschen, um sie zur Entdeckung des Diebes zu bringen.

Die Sklaven auf der Pflanzung waren verschiedener Ansicht in Betreff des Thäters; die meisten stimmten jedoch so weit überein, daß sie die That einem freien Neger Namens Ismael zur Last legten, der im nahgelegenen sogenannten Weißeichenwalde wohnte und sich mit der Anfertigung von Pflügen, Eggen und andern Holzarbeiten beschäftigte.

Dieser Mann wurde in der ganzen Gegend allgemein als ein Dieb betrachtet, und nur auf Grund dieses schlechten Rufes beschuldigten ihn die Neger des Baumwollendiebstahls. Der Aufseher dagegen sprach seine Ansicht sofort dahin aus, daß die Baumwolle von jemand unter den Leuten der Pflanzung gestohlen und an einen armen Weißen verkauft worden wäre, der einige Meilen entfernt im Fichtenwalde wohnte und im Verdachte stand, seit Jahren als Hehler gestohlenen Gutes mit den Sklaven verkehrt zu haben.

Dieser weiße Mann gehörte zu der Klasse jener armen Hüttenbewohner, von denen ich oben gesprochen habe. Die Hütte, die er bewohnte, war aus kleinen Fichtenstämmen gebaut, an denen die Rinde gelassen war; das Dach war mit großen Schindeln gedeckt und der Schornstein nur aus Holz und Erde aufgebaut. Das Aeußere des Mannes und seiner Frau war von der Art, wie man es in einer solchen Wohnung zu finden erwarten konnte. Die äußerste Armuth war von jeher die Gefährtin dieser Unglücklichen gewesen, was schon ihre fahlen und hagern Gesichter und die zerlumpten Kleider genügend bewiesen. Die dürftige Lage, in der diese Leute lebten, schien mir ein sehr überzeugender Beweis zu sein, daß sie nicht im Besitze des Ertrages gestohlener Güter sein könnten. Ich war im vorigen Herbst und Winter bei Gelegenheit meiner Jagdausflüge oft in der Hütte dieses Mannes gewesen, und der Aufseher betrachtete vermuthlich den Umstand, daß häufig Neger in seinem Hause einsprachen, als einen genügenden Beweis, daß er in verbrecherischem Verkehr mit ihnen stände. Jedenfalls beschloß er, die Behausung dieses harmlosen Waldbewohners zu durchsuchen, den er schon im Voraus als einen Schuldigen ansah.

Da man wußte, daß ich mit der Waldgegend in der Nähe dieser Hütte wohl bekannt war, ließ man mich von der Fischerei holen, damit ich bei der Nachforschung nach den verlorenen Baumwollensäcken helfen sollte; — vielleicht glaubte man mich auch in die Geheimnisse des verdächtigen Hauses eingeweiht.

Bevor ich die Fischerei verließ, rieth ich dem Master, den Aufseher oder meinen Herrn nichts davon ahnen zu lassen, daß er uns Nachts die Leitung der Fischerei allein anvertraut hätte, weil der Verdacht des begangenen Diebstahls leicht auf ihn fallen könnte, wenn man erführe, welche Freiheit er uns gestattet hätte. Ich sagte dies, damit der Fischaufseher gegen jede etwaige Ueberraschung auf seiner Hut sein und nichts äußern möchte, was die Aufmerksamkeit des Aufsehers auf die Hände der Fischerei lenken könnte, denn ich wußte, daß die Strafe, wenn sie uns einmal ereilte, den Unschuldigen so gut wie den Schuldigen erreichen würde; überdies war ich, wenn auch bei der Baumwolle unbetheiligt, doch hinsichtlich des Speckes schuldig, und ich wußte, daß beide Fälle, welchen Unterschied ich auch in Betreff ihrer moralischen Verwerflichkeit machen mochte, jedenfalls gleichmäßig behandelt werden würden.

Als ich das Quartier erreichte, fand ich den Aufseher mit dem ältesten Sohne meines Herrn und einem jungen Weißen, der die Baumwollenmaschine reparirt hatte, meiner Ankunft gewärtig. Als ich mich dem Aufseher näherte, bemerkte ich, daß er mich sehr aufmerksam betrachtete, dann meinen jungen Herrn bei Seite rief und leise mit ihm sprach. Die Herren bestiegen darauf ihre Pferde, um sich auf der Straße nach der Hütte des Verdächtigen zu begeben. Ich erhielt Befehl, einen kürzern Weg durch den Wald und über

einen Sumpf dorthin einzuschlagen, auf dem ich die Hütte eben so schnell wie der Aufseher erreichen konnte.

Die aufmerksame Betrachtung, der mich der Aufseher unterworfen hatte, beunruhigte mich, obwohl ich nicht errathen konnte, was ihn dazu veranlaßt haben mochte. Ich beeilte mich und erreichte die Hütte des verdächtigten Mannes vor der Ankunft der Herren, hielt es aber für gerathen, mich dieser Wohnung nicht ganz zu nähern, damit man nicht auf den Gedanken kommen möchte, als wär' ich zuvor eingetreten, um die Bewohner von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen.

Hier hatt' ich einen harten Kampf mit meinem Gewissen zu bestehen, das mir zu sagen schien, ich sollte sofort Alles eröffnen, was ich von den verlorenen Baumwollensäcken wußte, um jenen armen Leuten den Schrecken zu ersparen, den sie nothwendigerweise empfinden mußten, wenn man plötzlich erschien, um sie eines schweren Verbrechens anzuklagen und vielleicht mit all den Leiden und dem Ungemach einer gerichtlichen Verfolgung zu bedrohen. Diese Betrachtungen wurden jedoch schnell durch die Ankunft der Herren unterbrochen, die an der Stelle, wo ich am Wege saß, vorüber kamen. Der Aufseher befahl mir, zu folgen. Ich ging mit ihnen in die Hütte, wo wir den Mann und seine Frau, nebst zwei kleinen Kindern, geröstete Kartoffeln essend, beisammen fanden.

Der Aufseher begrüßte diese Familie mit der Eröffnung, daß wir kämen, um das Haus nach gestohlener Baumwolle zu durchsuchen; es wäre wohl bekannt, daß er lange Zeit mit Negern im Verkehr gestanden, und man wäre jetzt entschlossen, ihn zur Strafe zu ziehen. Darauf befahl man mir, den Fußboden der Hütte aufzureißen, während der Aufseher auf den Dachboden stieg. Ich fand nichts unterm Fußboden und der Aufseher hatte oben keinen bessern Erfolg. Man rieth

hierauf der Frau, zu gestehen, wo ihr Mann die gestohlene Baumwolle versteckt hätte, weil sie sonst als Theilnehmerin mit zur Strafe gezogen werden könnte; aber dies arme Weib betheuerte unter Thränen, daß sie durchaus nichts von der ganzen Sache wüßte. Während man sie befragte, stand der Vater, vor Furcht zitternd, aber, wie ich bemerken konnte, zugleich von Wuth erfüllt, vor der Thür seiner Hütte.

Der Aufseher, der sehr geübt in gemeinen Reden war, erschöpfte seine pöbelhafte Beredsamkeit diesen harmlosen Leuten gegenüber, deren einziges Verbrechen ihre Armuth war und deren Schwäche allein zu dem rohen Angriffe ihrer mächtigen und reichen Nachbarn eingeladen hatte.

Da sie im Hause nichts fanden, begannen die Herren den Wald in der Nähe der Hütte zu durchstöbern, wobei ich auf ihr Geheiß den Führer machen mußte, um Baumwipfel und Dickichte nachzuweisen, wo die gestohlene Baumwolle am wahrscheinlichsten gefunden werden könnte. Unser Forschen war, wie ich voraus wußte, vergebens; als die Herren müde waren, den Wald zu durchstreifen, kehrten sie nach der Hütte zurück, die wir jetzt ohne Bewohner fanden. Unser beunruhigender Besuch und die Weise, auf welche die Herren diese vereinsamte Familie behandelten, hatten sie veranlaßt, ihre Wohnung zu verlassen und auf der Flucht Sicherheit zu suchen. Die Thür war zu und mittels einer Schnur, die an einen Nagel im Thürstock gehängt war, geschlossen. Nachdem man die Flüchtigen mehrmals angerufen, ohne Antwort zu erhalten, stieß mein junger Herr die Thür auf; die wenigen Artikel elenden Hausgeräths, unter denen sich ein Bett aus Binsen befand, warf man im Winkel auf einen Haufen und der Aufseher steckte die Wohnung in Brand.

Wir blieben, bis die Flammen das Dach der Hütte erreicht hatten; dann bestiegen die Herren ihre Pferde und ritten nach Hause, während ich auf dem nämlichen Wege, den ich gekommen, zurückkehren mußte. Im Hause meines Herrn hatten sich inzwischen mehrere Herren aus der Nachbarschaft versammelt, die das gemeinschaftliche Interesse herbeigezogen hatte, welches die Pflanzer an der Bestrafung des Diebstahls, namentlich des Baumwollendiebstahls, finden. Mein junger Herr berichtete den Nachbarn mit großer Selbstzufriedenheit die Thaten dieses Morgens, sagte, daß er einen Hehler gestohlener Güter aus dem Lande verjagt hätte und daß alle Andern seines Schlags auf gleiche Weise behandelt werden sollten. Dieser Ansicht pflichteten alle anwesenden Herren bei und nach vielem Hin- und Herreden über den Gegenstand verabredete man eine allgemeine Versammlung, um die beste, sicherste und friedlichste Methode zur Entfernung der vielen weißen Leute aus dem Lande zu berathen, die ohne Eigenthum oder ohne Interesse an der Erhaltung der Moral der Sklaven in dem Distrikte wohnten und in dem Verdachte standen, zum großen Nachtheil der Pflanzer überhaupt und der Herren der schuldigen Sklaven insbesondere, einen verbrecherischen Handelsverkehr mit den letztern zu unterhalten.

Ich war bei dieser vorläufigen Berathung gegenwärtig, die im Baumwollenhause stattfand, denn dorthin hatten sich die Herren begeben, um den Ort zu sehen, wo die Baumwolle entwendet worden war. Von dem verbotenen Handel zwischen den Sklaven und jenen „weißen Negerkunden“, wie man sie nannte, erzählten diese Herren so viele Beispiele, daß ich glaubte, die Pflanzer müßten auf diese Weise ungeheure Verluste erleiden. Diese Conferenz dauerte fort, bis ich den oben erwähnten forschenden Blick des Aufsehers ganz ver-

gessen hatte; ich sollte jedoch nunmehr daran erinnert werden, denn plötzlich hieß mich der Aufseher vortreten und mich den Herren zeigen. Es beschlich mich aufs Neue eine gewisse unbestimmte und unerklärliche Unruhe, doch mußt' ich dem Befehle des Aufsehers gehorchen. Einer der fremden Herren betrachtete mich mit einem eigenthümlichen Seitenblicke und sagte dann: „Du scheinst gut zu leben, Bursche; wie viel Fleisch gibt Dir Dein Herr wöchentlich?“ Das Wort Fleisch machte mich ganz verlegen und bestürzt, und ich fühlte, wie mir das Blut nach dem Herzen schoß; gleichwohl erzwang ich eine Art Lächeln und erwiederte: „Mein Herr ist in letzter Zeit gegen alle seine Leute sehr freundlich gewesen, Fleisch hat er uns jedoch seit einigen Wochen nicht gewährt. Wir haben gutes Brod genug und Flußfische in Menge; dies und die Köpfe nebst dem Roggen der Alsen, die wir auf der Fischerei einsalzen, gewährt eine vortreffliche Kost für uns; freilich würden wir sehr dankbar sein, wenn es unserm Master gefallen wollte, uns dann und wann auch etwas Fleisch zu geben.“

Diese Rede, die all die Beredsamkeit enthielt, deren ich in jenem Augenblicke fähig war, schien einen Eindruck zu meinen Gunsten zu machen, denn der Herr entgegnete nichts darauf; aber der Aufseher erhob sich jetzt von einer Bank, auf der er bis dahin gesessen, trat dicht vor mich hin und sagte: „Charles, Du brauchst keine Lügen zu machen; Du hast Fleisch gegessen, ich weiß es, denn kein Neger könnte so fett, glatt, so schwarz und so glänzend aussehen wie Du, wenn er weiter nichts als Brod und Flußfische zu essen hätte. Du siehst ganz anders aus, als bevor Du auf die Fischerei gegangen warst; alle Hände auf der Pflanzung haben eben so gut wie Du so viel Flußfische gehabt, als sie essen konnten, und

doch sehen sie im Vergleich mit Dir klapperdürr und ärmlich aus. Mach' keine Umstände, gesteh' uns die Wahrheit und laß uns wissen, woher Du das Fleisch nimmst, das Du so lange gegessen hast, und Du wirst nicht gepeitscht werden." — Ich bat den Aufseher und die andern Herren, ihren Spott nicht mit mir zu treiben, weil ich nur ein armer Neger wäre und von Brod und schlechten Flußfischen leben müßte, und schloß diese zweite Rede, indem ich meinen Dank gegen Gott den Allmächtigen aussprach, daß er mir so gute Gesundheit und Kraft schenkte, um meine Arbeit verrichten und trotz meiner dürftigen Kost so wohl aussehen zu können. Ich fügte noch hinzu, wofern ich nur so viel Speck hätte, als ich essen könnte, so sollten sie bald einen ganz andern Mann in mir sehen, als vor ihnen stände. — „Laß Dein Geschwätz," erwiederte der Aufseher; „meiner Treu, ich kann das Fleisch riechen! Seh' ich nicht, wie Dir jetzt das Fett übers Gesicht läuft?" — Die Angst, die ich empfand, hatte mich jetzt allerdings in einen starken Schweiß gebracht und ich sagte naiv: „Master sieht mich wahrscheinlich schwitzen."

Alle Anwesenden erklärten darauf einmüthig, ich müßte lange Zeit Fleischkost genossen haben, denn ohne diese könnte kein Neger so aussehen wie ich; einer der Herren rieth dem Aufseher, mich zu peitschen, damit ich die Wahrheit gestände. Dieser Rath würde ohne Zweifel befolgt worden sein, hätte mich in diesem Augenblicke nicht ein glücklicher, obwohl gefährlicher Einfall gerettet. Ich schlug nämlich meinerseits vor, man möchte mich nach der Fischerei führen, und wenn dort die sämmtlichen Leute nicht eben so wohlgenährt und in gleichem Grade wie Fleischesser aussähen als ich, dann wollt' ich mich gern auf alle Weise peitschen lassen, wie es die Herren für dienlich erachten möchten. Die Herren gingen sogleich

auf meinen Antrag ein und beschlossen, sich sämmtlich nach dem bezeichneten Orte zu verfügen, theils um mich durch meine selbst gewählte Entscheidung verurtheilt zu sehen, theils um die neue Fischerei meines Herrn zu betrachten.

Die Fischerei war vier Meilen entfernt, aber wir erreichten sie bald und ich hoffte, dort den drohenden Gefahren zu entgehen, falls der Fischereiaufseher nicht etwa seine eigne Nachlässigkeit verriethe und mich dadurch in neue Verlegenheit brächte.

Obwohl zu Fuße, kam ich doch mit den Herren zugleich an und meldete dem Master zuerst die Thaten, die wir im Laufe des Tages vollbracht hatten, worauf ich mit großem Nachdruck und im zuversichtlichsten Tone hinzufügte: „Sie wissen, Master Fischaufseher, ob wir hier Fleisch zu essen gehabt haben oder nicht. Wenn wir Fleisch hier hätten, würden Sie es nicht sehen? Sie sind jede Nacht mit uns aufgewesen und wissen, daß wir nicht einmal Alsen haben nehmen dürfen, von Fleisch ganz zu schweigen." — Der Fischaufseher bestätigte, was ich sagte; er erklärte, wir wären gute Burschen gewesen, und hätten Tag und Nacht gearbeitet, was er am besten wüßte, da er seit dem Beginne der Fischerei jede Nacht und zwar die ganze Nacht bei uns gewesen. Er hätte uns nichts weiter essen lassen, als die gewöhnlichen Flußfische und Köpfe und Roggen der Alsen, die an Ort und Stelle eingesalzen würden. Was Fleisch beträfe, so wär' er bereit, es auf eine ganze Wagenladung Bibeln zu beschwören, daß vom Anfang an kein Pfund auf die Fischerei gekommen wäre, außer was er in seiner eignen Hütte hätte. Ich faßte nun wieder Muth und ersuchte die Herren, Nero und die andern Hände zu betrachten, die alle nicht minder als ich wie Speckesser aussähen. Dies war in der That der Fall und galt

namentlich von einem der Leute, der weit fetter war als ich.

Die Herren begannen jetzt dem Zeugniß ihrer eignen Sinne zu mißtrauen, die sie bisher für unfehlbar gehalten hatten. Ich zeigte ihnen die schönen Fische, die wir zu essen hatten, Barben, Barse und namentlich zwei große Hechte, die wir heute gefangen, und versicherte, daß man bei solcher Kost nothwendig fett werden müßte. — Ich merkte, daß sich der Sieg nunmehr für mich entschied. Alle die Herrn begannen die Richtigkeit ihrer frühern Ansicht zu bezweifeln und von andern Dingen zu sprechen, nur der Aufseher nicht, der immer noch fluchend und sich hinter den Ohren kratzend umherging und sagte, es wäre doch seltsam, daß wir so fett erschienen, während alle Hände auf der Pflanzung blos Haut und Knochen wären. Er sah sich jedoch genöthigt, die Sache ruhen zu lassen. Mein junger Herr und dessen Gefährten unterstützten ihn nicht mehr, sie wünschten sich vielmehr sämmtlich Glück zu einer im Interesse der Pflanzer so nützlichen und schätzbaren Entdeckung und beschlossen, baldmöglichst einen Vorrath frischer Flußfische für ihre Hände zu verschaffen.

Die beiden Baumwollballen wurden nicht mehr erwähnt und vermuthlich dachte keiner der Herren daran, während sie bei der Fischerei waren. Dies war ein Glück für Nero; denn die Gegenwart der Herren und ihre Erkundigung, ob wir Fleisch äßen, hatte ihn dermaßen erschreckt und bestürzt gemacht, daß die Schweißtropfen an ihm herabrollten, wie der Regen von der Pflanze „Nimmerfeucht"; sein Gesicht war verstört und seine Knie schlotterten entsetzlich. Ich glaube, er würde die That auf der Stelle gestanden haben, hätte man ihn des Baumwollendiebstahls beschuldigt.

Zweites Kapitel.

Nach diesen Vorfällen verging die Zeit des Fischfangs, ohne daß sich ferner etwas Bemerkenswerthes ereignete. Als wir die Fischerei verließen und nach der Pflanzung zurückkehrten, was nach der Mitte Aprils geschah, war Mais und Baumwolle bereits bestellt und die letztere auch schon umgesetzt worden. Ich mußte nun mit zwei Maulthieren pflügen, wobei ich Anfangs große Schwierigkeit fand, da ich nie gewohnt gewesen war, mit diesen Thieren zu ackern. Mein Herr besaß mehr als vierzig Maulthiere, die in dieser Jahreszeit sämmtlich auf dem Baumwollenfelde gebraucht wurden, wo man sie statt der Pferde vor den Pflug spannte. Die größten spannte man einzeln vor, die kleinsten paarweise.

Die Fischerei war im Ganzen ein unvortheilhaftes Geschäft für mich gewesen. Denn hatte ich dabei auch im Allgemeinen bessere Kost gehabt, als auf der Pflanzung, so hatt' ich dagegen auch Tag und Nacht, mit Einschluß des Sonntags, unausgesetzt für meinen Herrn arbeiten müssen, während ich mir auf der Pflanzung etwas Geld hätte verdienen können. Ich war nunmehr mit den Gesetzen und Regeln der Pflanzung und den Gebräuchen des Landes so genau bekannt geworden, daß mein Unbehagen nicht mehr so groß war, als bei meiner Ankunft im Süden.

Wir erhielten jetzt jeden Sonntag Abend zugleich mit unserm Peck Mais eine Alse. Ueberdies bekam ein Jeder

wöchentlich eine Pinte Essig, was eine große Wohlthat für uns war. Als die heißen Tage eintraten, holte ich Salat aus meinem Garten im Walde, der mir manche willkommene Mahlzeit gewährte. Den Essig gab uns unser Herr mehr aus Rücksicht auf unsere Gesundheit, als unser Wohlbehagen, doch wurden beide dadurch bedeutend unterstützt.

Die Geschäfte der Pflanzung gingen nun ihren ruhigen Gang, bis die Baumwolle nach dem Umsetzen der Pflanzen das erste Mal gepflügt und umgehackt war. Die Bearbeitung des Baumwollenfelds ist, ebenso wie der Maisbau, eine unangenehme Arbeit; wir hatten aber nunmehr ein Geschäft zu besorgen, welches das mühseligste und zugleich das gefährlichste für die Gesundheit ist.

Ich habe bereits erwähnt, daß mein Herr auch Reis baute. Während ich im Frühling auf der Fischerei war, hatte man dreißig Acker Sumpfland geklärt, gepflügt und mit Reis besäet. Das Wasser war jetzt von der Saat abgelassen worden und das Feld sollte gepflügt und gehackt werden. Als wir ins Reisfeld geführt wurden, war das Wetter sehr heiß und der Boden noch schlammig und naß. Die Pflüge mußten durch den nassen Boden gezogen und der junge Reis mit der Hand vom Unkraut gesäubert und mit der Hacke behäuft werden.

Es herrscht allgemein die Ansicht, daß kein Fremder in dieser Jahreszeit eine Woche lang in einem Reissumpfe arbeiten kann, ohne krank zu werden; wirklich erkrankten auch diesmal alle neuen Hände, nämlich außer mir selbst noch drei, innerhalb der ersten fünf Tage, nachdem sie dieses Feld betreten hatten. Die andern drei brachte man ins Krankenzimmer; ich zog es jedoch vor, im Quartier zu bleiben, wo ich mein eigner Herr war; doch besuchte mich der Doctor, nahm mir

eine bedeutende Menge Blut ab, indem er mir am Arme zur Ader ließ und zwang mich, eine Medicin einzunehmen, die mir große Uebelkeit und heftiges Erbrechen verursachte. Dies geschah am zweiten Tage meiner Krankheit und seitdem erholte ich mich langsam, blieb aber länger als eine Woche unfähig, aufs Feld zu gehen. Ich kann es meinem Herrn zum Ruhme nachsagen, daß während meiner Krankheit täglich jemand aus dem großen Hause kam, um nach mir zu fragen und mir irgend eine angemessene Erfrischung zu bieten.

Unter dem Tranke, den mir der Doctor gab, befand sich, wie ich glaube, Vitriol. Manche Aufseher pflegen den Leuten, wenn sie krank werden, Vitriol als Arznei zu geben, doch halt' ich dies für ein schlechtes Verfahren; denn mag diese Arznei auch in manchen Fällen dienlich sein, so sollte sie doch unter allen Umständen durch eine geschicktere Hand als die eines Aufsehers verabreicht werden. Sie hat indeß die Wirkung, daß sie die Leute abschreckt, über Unwohlsein zu klagen, bis sie nicht mehr im Stande sind, zu arbeiten, denn sie ist die ekelerregendste und widerlichste Medicin, die je in einen Magen gekommen ist. Unwissende oder boshafte Aufseher können sie oft zur Unzeit anwenden und lassen es daran in der Regel nicht fehlen; so war es auch der Fall bei unserm Aufseher, als er die arme Lydia nöthigte, seinen Trank einzunehmen. Sobald meine Gesundheit wieder hergestellt war, beschäftigte ich mich aufs Neue mit meiner gewohnten Feldarbeit und fuhr damit auch ohne Unterbrechung fort, bis ich die Pflanzung verließ.

Wir hatten dieses Jahr auch zehn Acker Indigo zu besorgen. Diese Pflanze wird fast ebenso wie der Reis behandelt, nur daß sie auf hohem und trockenem Boden gebaut wird, während der Reis auf niedrigem Sumpflande stehen

muß, wo der Boden unter Wasser gesetzt werden kann; gleichwohl ist die Arbeit beim Indigobau nicht minder unangenehm als die beim Reis. Sobald der Reis reif und für die Sichel bereit ist, bietet er nichts Unangenehmes mehr dar; wenn jedoch der Indigo reif ist und geschnitten werden kann, beginnen erst die Mühseligkeiten der Arbeit.

Der Indigo verlangt sehr sorgfältige Pflege und will von allem Unkraut und Grase frei erhalten sein. Er reift in weniger als drei Monaten nachdem er gesäet ist. Wenn er zu blühen beginnt, schneidet man die Spitze ab und fährt damit, sobald sich neue Blüthen ansetzen, fort.

Wenn der Indigo vom Felde gebracht wird, wirft man ihn in das Weichfaß, — ein großes mit Wasser angefülltes Gefäß, — wo er einer Gährung unterliegt, die in höchstens vierundzwanzig Stunden vollendet ist. Darauf wird ein Hahn aufgedreht und das Wasser in das zweite Faß gelassen, welches der Mörser oder das Stoßfaß heißt; das Weichfaß wird alsdann gereinigt, um neue Pflanzen aufzunehmen, und so geht die Arbeit ohne Unterbrechung fort. Das Wasser im Mörser wird mit hölzernen Eimern, deren Boden durchlöchert ist, mehrere Tage lang umgerührt, und sobald sich der im Wasser enthaltene Niederschlag auf den Boden des Fasses gesetzt hat, läßt man das Wasser ab und der Bodensatz (der im Handel vorkommende Indigo) wird in Säcken gesammelt und aufgehängt, damit das Wasser vollends abläuft. Darauf preßt man ihn, läßt ihn in Form von Kuchen trocknen und verpackt ihn in Kisten.

Die Arbeit an den Fässern ist des Schmutzes und Gestanks wegen, den die faulenden Pflanzen verbreiten, äußerst unangenehm.

Anfangs Juni wurden uns die Alsen, die wir bis dahin empfangen hatten, vorenthalten und wir bekamen nur noch das Peck Mais und die Pinte Essig. In einer Gemeine, wo die Disciplin minder streng gewesen wäre, als bei uns, hätte dieser Umstand vielleicht ein Murren veranlaßt; wir erfuhren ihn jedoch nur durch die Thatsache, daß uns der Fisch Sonntag Abends nicht mehr gegeben wurde.

Uebrigens galt dieses Jahr unter unsern Leuten für ein glückliches. Seit mehreren Monaten war keine exemplarische Strafe verhängt worden; bei Gelegenheit der gestohlenen Baumwollsäcke waren wir ganz frei ausgegangen, obwohl man ein allgemeines Peitschen sämmtlicher Leute für wahrscheinlich gehalten hatte.

Allwöchentlich wurde allerdings mehr oder weniger gepeitscht und häufig kam außer den Strafen an den Abrechnungstagen noch jeden Abend eine Peitschenstrafe vor; aber diese Züchtigungen, die selten zehn bis zwanzig Hiebe überstiegen, hatten wenig zu bedeuten. Ich ließ es mir meinerseits angelegen sein, alle auf der Pflanzung geltenden Regeln sorgfältig zu beobachten.

Als ich meinen wöchentlichen Fisch nicht mehr vom Aufseher bekam, fand ich es für nöthig, meine Zuflucht wieder zu meinen eigenen Hilfsmitteln zu nehmen, um mir zum Brod und grünen Gemüse auch etwas animalische Kost zu verschaffen.

Ich war mit den Wäldern und Sümpfen mehrere Meilen weit um unsere Pflanzung genau bekannt geworden, und da jetzt die Jahreszeit war, wo die Schildkröten ans Land kommen, um ihre Eier zu legen, ging ich an einem Sonntagmorgen in den Wald und fing im Laufe des Tages, indem ich behutsam die Ufer der Sümpfe umschlich, zehn Schild-

kröten, von denen vier sehr groß waren. Jedes dieser Thiere band ich, so wie ich es fing, mit Hickoryrinde, und hing es an den Zweig eines Baumes, so daß ich zuletzt meine Beute beisammen finden und nach Hause tragen konnte.

Daheim legte ich meine Schildkröten in ein vier bis fünf Fuß tiefes Loch, das ich in den Boden gegraben und ringsum mit Holzstäben bekleidet hatte, deren obere Enden über den Boden hervorstanden. In dieses Behältniß goß ich Wasser und bewahrte darin meine Schildkröten, bis ich sie brauchte.

Am nächsten Sonntage ging ich wieder nach den Sümpfen, um Schildkröten zu suchen; die Zeit, in der sie Eier legen, war jedoch fast vorüber und ich fing nur zwei.

Als ich mich an diesem Tage, drei bis vier Meilen von Hause entfernt, in einer sehr einsamen Gegend des Sumpfwalds befand, hörte ich ein Geklingel, wie es die Glöckchen hervorbringen, womit Fuhrleute das Geschirr ihrer Pferde zu versehen pflegen. Mich beunruhigten diese an einem solchen Orte so ungewöhnlichen und unerklärlichen Töne. Ich stand in der Nähe einer Lache und lauschte aufmerksam; es dünkte mich, als käme mir das Geklingel näher. Ich legte mich daher am Boden unter einem Gebüsch nieder und erwartete, nicht frei von Besorgniß, die Annäherung dieser geheimnißvollen Klingeln.

Bisweilen schwiegen sie eine Minute oder länger gänzlich, und dann erklangen sie wieder lebhaft, aber nicht laut. Sie näherten sich offenbar und endlich hörte ich deutlich Fußtritte in den trockenen Blättern, die den Boden bedeckten. Ein Gefühl des Grauens erfaßte mich in diesem Augenblicke, denn ich besann mich, daß ich dicht bei jenem Sumpfe war, in dessen Nähe die beiden Mörder lebendig eine Beute der Raubvögel geworden waren. Mein Grauen verminderte sich

nicht, als ich einen Augenblick später hinter einem großen Baume die Gestalt eines stark gebauten aber ausgehungerten Negers hervortreten sah; er war völlig nackt, das Haar verworren und zottig, die Augen wild und rollend, und über seinem Kopfe trug er etwas in Gestalt eines Bogens, der sich drei Fuß hoch über seinem Haar emporkrümmte und unter dessen höchster Stelle drei Klingeln angehängt waren, die nämlichen, deren Klang zuerst meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Bei genauerer Betrachtung dieser fürchterlichen Gestalt bemerkte ich, daß der Mann einen, hinten mit einem großen Vorlegeschloß verwahrten eisernen Ring um den Hals trug und einen langen Stab in der Hand hatte, der mit einer eisernen Spitze versehen war. Der Stab war schwarz, wie alles Andere, was zu diesem seltsamen Gespenst gehörte. Er näherte sich mir langsam bis auf zehn Schritt und stand alsdann still.

Die Sonne war jetzt verschwunden und die zeitige Dämmerung des dichten Waldes, in dessen Mitte ich mich befand, trug durch ihr zunehmendes Dunkel nur noch dazu bei, mein Entsetzen zu steigern. Mein Athem stockte, jedes Haar sträubte sich auf meinem Kopfe empor; unwillkürlich erhob ich mich aus meinem dumpfigen Versteck und schnappte nach Luft.

Die schwarze Erscheinung bewegte sich vorüber, ging ans Wasser und kniete nieder. Der Klang der Glöckchen hallte im Walde wieder und ihr grausiger Ton erfüllte die tiefsten Schlupfwinkel dieser einsamen Sumpfgegend, während ihr Träger aus der Lache trank; mir war, als hörte ich seine Eisen zischen, als sie mit dem Wasser in Berührung kamen. Ich zweifelte nicht, daß ich jetzt in unmittelbarer Nähe des Bewohners einer feurigen Unterwelt wäre, dem es gestattet worden, die Stätte seiner Qual zu verlassen, um die Schau-

plätze seiner frühern Verbrechen wieder zu besuchen. Ich gab mich verloren, sofern ich mich nur auf meine eigne Hilfe zu verlassen hatte, und begann laut zu beten, um den Schutz des Himmels zu erflehen. Beim Klange meiner Stimme schien der vermeinte Böse in eine Unruhe zu gerathen, die der meinigen nichts nachgab. Er sprang auf die Füße, stürzte dann mit einem Satze bis an den halben Leib ins Wasser, wandte sich nach mir um und bat mich im flehendsten und kläglichsten Tone, Erbarmen zu haben und ihn nicht zu seinem Herrn zurückzubringen.

Kaum hatt' ich eine menschliche Stimme vernommen, als all meine Furcht wie durch einen Zauberschlag gleich einem Funken verschwand, der von einem Haufen glühender Kohlen aufsteigt, um gleich darauf in Nichts zu verschwinden.

Ich begriff nun sogleich, daß der Gegenstand, der mich fast meiner Vernunft beraubt hätte, keineswegs den Willen oder die Macht besaß, mir zu schaden, sondern ein armer, hilfloser afrikanischer Neger und noch weit elender und beklagenswerther als ich war.

Ich trat aus dem Gebüsch, näherte mich dem Rande des Wassers und bat ihn, ohne Furcht herauszukommen, denn wenn ich ihm irgend einen Beistand zu leisten vermöchte, würde ich es von Herzen gern thun; übrigens würde mirs selbst willkommen sein, wenn mich jemand von meinem eignen Herrn befreien helfen wollte, und ich wäre daher gewiß am allerwenigsten geneigt, ihn in die Gewalt des seinigen zurückbringen zu helfen.

Wir gingen jetzt nach einer Stelle des Waldes, wo keine hohen Bäume standen und wo das Tageslicht noch stark genug war, daß man jeden Gegenstand erkennen konnte. Mein neuer Freund ersuchte mich hier, seinen Rücken zu betrachten,

den die Peitsche und der Hickory vom Halse an bis zum untersten Ende des Rückgrats mit Narben durchfurcht hatte. Die natürliche Farbe der Haut war verschwunden und an deren Stelle war eine streifige und fleckige, bleiche Fleischfarbe getreten. Diese immer aufs Neue durch die Peitschenriemen losgeschnittene und durch die Hand der Natur erneuerte Haut dieses Rückens hatte alle Geschmeidigkeit verloren und fühlte sich hart und spröde an.

Sein Name war Paul; er war in Congo in Afrika geboren und seit fünf Jahren Sklave. Er hatte eine bejahrte und verwittwete Mutter, so wie ein Weib und vier Kinder daheim zurückgelassen. Der Herr, in dessen Hände er zu seinem Unglück gefallen war, berauschte sich häufig und war so roh und barbarisch, daß er sein Hauptvergnügen im Peitschen und Martern seiner Sklaven, deren er zwanzig besaß, zu finden schien. Aus irgend einer unerklärlichen Laune hatte er einen besondern Haß auf Paul geworfen, dessen Leben unerträglich gemacht worden war. Dieser Sklave war jetzt bereits über drei Wochen in den Wäldern umher geirrt, während er nur von den Landschildkröten, Fröschen und ähnlichen Thieren gelebt hatte, die er mit seinem Speere zu fangen vermochte. Doch waren ihm dabei seine Klingeln sehr hinderlich, wodurch die Thiere verscheucht wurden. Auch hatte er sich gescheut, bei Tage viel umherzugehen, um durch eben diese Klingeln sein Versteck Niemand zu verrathen. Nur ganz früh am Morgen und spät Abends, wo nicht leicht Jemand in diese Gegenden kam, hatte er's gewagt, sich nach Nahrung umzuthun.

Dieser Mann vermochte sich nur unvollkommen in unserer Sprache auszudrücken, war aber mit einem guten und gesunden Verstande begabt und erörterte mit ziemlichem

Scharfsinn die Frage, ob es rechtmäßig wäre, ein Leben eigenmächtig abzukürzen, dem nur unaufhörliche Leiden und Trübsal beschieden wären. Schon vor zwei Jahren war er seinem Herrn entlaufen, nachdem man ihn, bis er ohnmächtig niedergesunken, mit langen Hickorygerten gepeitscht hatte. Sechs Monate war er damals in einem Sumpfwalde versteckt geblieben, bis ihn endlich ein Weib, das er bisweilen besuchte, verrathen hatte. Nachdem man ihn eingefangen, hatte man ihn wieder gepeitscht, bis er nicht mehr zu stehen vermochte; an den einen Fuß war ihm alsdann ein schwerer Holzblock gekettet worden, den er bei seiner Arbeit länger als drei Monate überall mitschleppen mußte, bis er eine alte Feile fand, womit er sich von dem Eisen am Fuße befreite; er entsprang abermals in den Wald, ward aber nach einer Woche durch zwei Männer eingefangen, die in den Wald kamen, um nach ihren Rindern zu sehen und ihn im Schlafe überraschten.

Zu seinem Herrn zurückgebracht, wurde er wieder gepeitscht; darauf legte man ihm den Eisenring, den er jetzt trug, um den Hals und befestigte daran den gekrümmten eisernen Stab, der sich von der einen Schulter über seinen Kopf im Bogen bis nach der andern erstreckte und die Klingeln trug. Von diesen Eisen vermochte er sich nicht zu befreien und hatte sie seitdem beständig getragen.

Ich hatte keine Werkzeuge bei mir, um Paul von seiner beschwerlichen Bürde zu befreien; ich nahm ihn indeß mit mir nach der Stelle, wo ich meine beiden Schildkröten gelassen hatte, die ich ihm nebst den Eiern, die ich an diesem Tage gefunden hatte, gab. Ich bat ihn, sich niederzulegen, und mit Hilfe eines Feuersteins (deren viele im Sande am Ufer der Lache lagen) und etwas dürren Mooses gelang es mir, Feuer aus seinem Halseisen zu schlagen und mit trockenem

Holze ein Feuer zu machen, wobei er die Schildkröte und die Eier rösten konnte. Die Nacht war inzwischen völlig eingebrochen, ich war volle zwei Meilen von meiner Straße entfernt und hatte keinen Pfad, der mich nach Hause führen konnte, außer den schwachen Spuren, die die Rinder in den Wäldern gemacht hatten.

Ich rieth Paul, sein Mißgeschick so gut wie möglich bis zum nächsten Sonntage zu ertragen, wo ich zurückkehren und eine Feile nebst andern zur Beseitigung seiner Eisen nothwendigen Dingen mitbringen würde.

Darauf trat ich meinen einsamen Heimweg an und gestehe, daß ich nicht ganz frei von einem bänglichen Gefühle blieb, während ich im dunkeln Schatten der Fichtenbäume hinging und der gräßlichen Thaten gedachte, die in diesen Wäldern vollbracht worden waren, denn mein Weg führte mich an der Stelle vorüber, wo man Hardy und David den Raubvögeln überlassen hatte. Grausen erfaßte mich, als ich diese Stätte und die vom Regen gewaschenen und in der Sonne gebleichten Gebeine erblickte, und ich beflügelte meine Schritte, um diesem dem Verbrechen geweihten Orte rascher zu entkommen.

Als ich das Quartier erreichte, war Alles ruhig; die Bewohner hatten das Ungemach ihres Lebens im Schlummer vergessen. Geräuschlos schlich ich nach meiner kleinen Bodenkammer, um mich gleich meinen Nachbarn der Ruhe zu überlassen. Die Erfahrung hatte mich mit den Gefahren, die das Leben eines Sklaven bedrohen, bekannt genug gemacht, daß ich es für gerathen halten mußte, Niemand etwas von den Abenteuern dieses Sonntags mitzutheilen. Ich ging am Montag früh, als mich das Horn des Aufsehers rief, an meine Arbeit, als ob mir nichts Ungewöhnliches begegnet

wäre. Im Laufe der Woche dachte ich oft an den verlassenen und verzweifelnden Afrikaner, der mich im Walde so sehr erschreckt hatte und so dankbar für meinen Beistand zu sein schien. Ich war begierig, genauer bekannt mit diesem Manne zu werden, der mit höhern geistigen Fähigkeiten begabt war, als man gemeinhin unter der Masse der Sklaven findet, und in dem Gespräche, das er mit mir führte, einen moralischen Muth bekundete, der eines bessern Looses würdig gewesen wäre, als ihm das Schicksal beschieden hatte. Mit einer großen Feile, die ich mir aus der zur Pflanzung gehörigen Schmiede verschaffte, begab ich mich am folgenden Sonntage nach der nämlichen Stelle zur Seite des Sumpfes, wo ich die Gestalt dieses Unglücklichen zuerst erblickt hatte. Ich glaubte, er würde mich am bestimmten Orte erwarten, weil ich versprochen hatte, um diese Zeit gewiß wieder zu kommen; an der Stelle, wo ich ihn verlassen hatte, bemerkte ich jedoch nichts von ihm. Die Reste des acht Tage vorher angezündeten Feuers waren noch vorhanden und aus der Menge der angehäuften Asche und zahlreicher umherliegender kleiner Bränder ließ sich schließen, daß man das Feuer mehrere Tage lang unterhalten hatte. Rings um dieses erloschene Feuer waren die Spuren menschlicher Füße in Menge sichtbar und die Knochen der Schildkröten, die ich Paul gegeben, sowie die Skelette vieler Frösche waren am Boden verstreut; nichts deutete jedoch an, daß seit dem Falle des letzten Regens, der, wie ich mich entsann, am vorhergehenden Donnerstag stattgefunden, diesen Ort Jemand besucht hätte. Ich schloß daraus, daß Paul sich selbst von seinen Eisen befreit und anderswo ein Versteck gesucht haben möchte; oder auch, daß sein Herr seinen Zufluchtsort entdeckt und ihn nach der Pflanzung zurückgebracht hätte.

Während ich bei der Asche stand, hörte ich in geringer Entfernung im Walde Raben krächzen und gleich nachher kam aus der Richtung, in welcher ich dies Geschrei hörte, ein Bußaar, von einem Adler verfolgt, über mir vorüber. Ich wußte, daß der Adler den Bußaar keineswegs verfolgte, um ihn zu seiner Beute zu machen, sondern nur, um ihn zu zwingen, seine eigne Beute zum Vortheil des Königs der Vögel wieder von sich zu geben. Ich vermuthete daher, daß sich ein todtes Thier in der Nähe befinden müßte, das all diese gierigen Vögel versammelt hätte. Vielleicht war es Paul gelungen, mit Hilfe eines Fichtenastes eine Kuh zu erschlagen und er hatte seinen Sitz in der Nähe des getödteten Thiers aufgeschlagen. Meine Neugier war erregt und ich begann den Wald zu durchspähen.

Kaum war ich zweihundert Schritt weit gegangen, als ich einen höchst widerlichen Geruch spürte und die Bäume von Raubvögeln wimmeln sah; Bußaare saßen auf den Zweigen, Raben umkreisten die Wipfel und ganze Wolken von Aaskrähen schwärmten umher oder wiegten sich in der Luft an einer bestimmten Stelle, wie es dieser widerlichste aller Vögel zu thun pflegt, wenn er eine Beute bemerkt oder zu bemerken meint. Ich schritt weiter und erblickte einen großen Sassafraßbaum, der über und über von Aaskrähen besetzt und umflattert war, während zahlreiche Bußaare dicht am Boden umherflogen. An einem der Zweige dieses Baumes sah ich jetzt den Gegenstand, der diese garstigen Vögel in solcher Menge herbeigelockt hatte: den entseelten und schon verwesenden Körper des unglücklichen Paul, der sich mit einem aus Hickorybast geflochtenen Stricke erhängt hatte!

Der üble Geruch war so unerträglich, daß ich nicht lange in der Nähe des Leichnams zu verweilen vermochte,

der schon sehr verstümmelt und zerrissen war. Das Halseisen und der Bogen mit den Klingeln befanden sich noch an ihrer Stelle. Die letztern waren die Ursache, daß der Körper noch nicht aufgefressen war; denn während ich ihn betrachtete, sah ich eine Krähe hinzufliegen und nach dem Gesicht hacken, diese Bewegung erschütterte aber zugleich die Klingeln und der Vogel ergriff die Flucht.

Da ich Paul nichts mehr nützen konnte, der jetzt dem Bereiche der Tyrannei seines Herrn ebenso wie meines Mitgefühls entrückt war, kehrte ich ohne Verzug nach dem Hause meines Herrn zurück, ging in die Küche und erzählte den Hausdienern, daß ich einen mit Klingeln behängten Neger im Walde erhängt gefunden hätte. Diese Nachricht hinterbrachte man sogleich meinem Herrn, der mich kommen ließ, um das Nähere von mir zu hören. Ich hütete mich, zu erwähnen, daß ich Paul vor seinem Tode gekannt hätte; als ich meinen Bericht beendigt hatte, entließ mich mein Herr, während er gegen einen Freund, der sich bei ihm befand, äußerte, daß dies ein schwerer Verlust für den Eigenthümer wäre.

Der Körper Pauls wurde nie herabgenommen, sondern blieb hängen, wo ich ihn gesehn hatte, bis das Fleisch von den Knochen fiel oder von den Vögeln abgerissen wurde. Zwei Monate später, als ich jene Waldgegend zum letzten Male besuchte, sah ich das Skelett noch am Baume hängen.

Drittes Kapitel.

Um jene Zeit beschäftigte man sich mit einer Angelegenheit, die einen großen Einfluß auf das Schicksal meines Lebens übte, obwohl mir die dabei betheiligten Personen sehr fern standen. Ich habe bereits erwähnt, daß mein Herr drei Töchter hatte und daß die zweite der Schwestern für sehr schön galt. Die älteste wurde damals mit einem reichen Pflanzer in der Gegend von Columbia vermählt; die zweite aber hatte ihre Neigung einem jungen Herrn geschenkt, den sie häufig in der Kirche gesehn hatte. Dieser junge Mann war, vielleicht weil er keineswegs unter die Reichen gehörte oder weil ihn Niemand einführte, niemals im Hause meines Herrn gewesen und die junge Dame hatte daher, wenn sie nicht gegen die Regeln der Sittsamkeit verstoßen wollte, keine Gelegenheit, ihm ihre Gesinnung bekannt werden zu lassen. Bevor sie sich für irgend einen Schritt entschied, den das weibliche Zartgefühl mißbilligen konnte, entschloß sie sich zu einer neuen Methode einen Mann zu bekommen. Sie theilte ihrem Vater, meinem Herru, die ganze Angelegenheit mit und ersuchte ihn, den Herrn ihrer Wahl in sein Haus einzuladen. Dies verweigerte der Vater entschieden aus dem Grunde, weil der junge Mann ohne Vermögen und folglich nicht im Stande wäre, seine Tochter auf eine ihrem Range entsprechende Weise zu erhalten. Ein liebendes Mädchen läßt jedoch seine Pläne nicht so leicht vereiteln; durch fortgesetztes Bitten übte sie endlich Einfluß genug auf die Zärtlichkeit oder wahrscheinlicher auf die Besorgnisse ihres Vaters, daß er dem jungen Manne Zutritt in seinem Hause gestattete, und zwei

Monate später war meine junge Gebieterin vermählt; doch hatte man sich, wie ich erfuhr, vor der Vermählung dahin vereinigt, daß sich der Schwiegersohn, da er weder Ländereien noch Sklaven hatte, mit seiner Gattin nach einem bedeutenden Landgebiet begeben sollte, das mein Herr im Distrikte der neuen Ansiedelungen im Staate Georgia besaß.

Im September 1806 kam mein Herr eines Abends, als wir vom Felde zurückkehrten, mit seinem Schwiegersohne ins Quartier und meldete mir, daß er mich nebst mehrern andern seiner Sklaven seiner Tochter gegeben hätte und daß ich mit acht andern Männern und zwei bis drei Weibern am nächsten Sonntage mit meinem neuen Herrn nach seiner Besitzung in Georgia aufbrechen müßte, wo wir Land klären, Häuser bauen und andre Einrichtungen treffen sollten, die zur Aufnahme der neuvermählten Lady im folgenden Frühling erforderlich waren.

Das Aeußere und das Benehmen meines neuen Herrn gefiel mir sehr; er war ein wohlgebildeter junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren. Wir sollten auf unserer Reise nach Georgien einen mit sechs Maulthieren bespannten Wagen mitnehmen und ich war zum Fuhrmann erlesen. Bevor wir abreisten, kam meine junge Gebieterin ins Quartier und hieß Alle, die nach der neuen Ansiedelung gehen sollten, ins Haus kommen, wo sie Jedem von uns zwei vollständige neue Anzüge, den einen von grobem Wollenzeug, den andern von Hanfleinwand, übergab. Auch gab sie Jedem einen Hut und zwei Paar Schuh, nebst einem kleinen Geldgeschenk, ermahnte uns, gute „Bursche und Mädchen" zu sein und Alles für sie in Bereitschaft zu setzen, und versprach, daß wir nicht vergessen werden sollten, wenn sie sich auf der neuen Pflanzung bei uns einfinden würde. Das Benehmen dieser jungen

Dame unterschied sich so sehr von Allem, was ich seit meiner Ankunft in Carolina zu sehen gewohnt gewesen war, daß ich mich glücklich pries, ihr Sklave zu werden.

Zur festgesetzten Zeit brachen wir mit allen zur Einrichtung einer neuen Ansiedlung erforderlichen Werkzeugen und Geräthschaften nach Georgia auf. Mein junger Herr begleitete uns und reiste mehrere Tage langsam, damit wir mit ihm Schritt halten könnten. Auf diese Weise setzten wir unsern Marsch fort, bis wir den Savannah bei der Stadt Augusta erreichten; hier sagte mir mein Herr, er wäre mit meinem Verhalten so wohl zufrieden, daß er mir das Gespann überlassen wollte, um die Güter und die Weiber und Kinder an Ort und Stelle zu bringen, während er selber mit den Männern so schnell als möglich nach der neuen Ansiedlung vorausgehen und dort die Arbeiten sogleich vornehmen lassen würde. Er ertheilte mir die nöthigen Weisungen, sagte mir, ich sollte nach dem Court-House in Morgan-County fragen, wo er einen Führer für mich bereithalten wollte, und gab mir zwanzig Dollars zur Beköstigung für mich und meine Gefährten, sowie zum Ankauf des Futters für die Maulthiere, worauf er sich entfernte. Ich war entschlossen, meinen Herrn das Vertrauen, welches er mir in so hohem Grade schenkte, nicht bereuen zu lassen! ich setzte meine Reise so schleunig als möglich fort und ging mit dem mir anvertrauten Gelde äußerst sparsam um. Am Morgen des sechsten Tages erreichte ich unsre mitten im Walde gelegene Ansiedlung und hatte von dem erhaltenen Reisegelde noch drei Dollars und fünf und zwanzig Cents in der Tasche. Mein Herr weigerte sich, dieses Geld zurückzunehmen und überließ es mir, wie er sagte, für mein gutes Verhalten. Ich fühlte mich jetzt überzeugt, daß all meine Sorgen in dieser Welt ihr Ende erreicht und daß

ich fortan auf ein glückliches und ruhiges Leben hoffen dürfte; denn sobald ich gute Kost und Kleider hatte und für meine sonstigen Bedürfnisse gehörig gesorgt sah, betrachtete ich schwere Arbeit keineswegs als ein Ungemach.

Mein Herr hatte mit den Leuten, die er bei sich hatte, vor unserer Ankunft mit dem Wagen bereits aus Stämmen die Wände von zwei Hütten errichtet und war, als wir eintrafen, beschäftigt, die eine mit Klapphölzern zu decken. Im Laufe des nächsten Tages vollendeten wir beide Hütten mit Einschluß des Fußbodens und kleiner Glasfenster; die letztern hatte ich auf dem Wagen mitgebracht. Wir bauten noch zwei andre Hütten, so wie einen Stall für die Maulthiere und alsdann begannen wir Land zu klären. Nach einigen Tagen eröffnete mir mein Herr, er würde nach den Niederlassungen hinabgehen, um Lebensmittel für den Winter zu kaufen und in seiner Abwesenheit sollte ich die Leute beaufsichtigen und die Arbeiten leiten. Er verließ uns und nahm den Wagen und zwei Burschen mit sich, von denen der eine das Gespann leiten mußte, während der andre Rinder und Schweine treiben sollte, die er kaufen und nach unsrer Ansiedlung zu schaffen gedachte. Ich fühlte mich jetzt beinahe als Eigenthümer der neuen Besitzung und die unter meiner Leitung gebliebenen Arbeiter betrachteten mich, wie ich glaube, als keinen sehr gelinden Aufseher. Ich zwang sie in der That, sehr angestrengt zu arbeiten, wie ich es selber that. Nach Verlauf einer Woche kehrte mein Herr mit einer schweren Ladung Mehl und Speck, nebst Salz und andern nothwendigen Dingen zurück und am folgenden Tage trieb ein weißer Mann mehrere Kühe und mehr als zwanzig Schweine herbei, die großentheils trächtig waren. In dieser Jahreszeit brauchten wir weder die Schweine noch die Rinder mit Futter zu ver-

sorgen. In den Wäldern gab es Nüsse in Fülle und Gras war im Ueberfluß vorhanden. Wir gaben aber unsern Rindern Salz und sperrten die Schweine etliche Tage in einer Hürde ein, um sie an den Ort zu gewöhnen.

Wir führten jetzt eine ganz andre Lebensweise als auf der Pflanzung meines alten Herrn. Speck hatten wir täglich so viel, als wir zu essen vermochten und dieser bildete mit Brod und Kartoffeln, wovon wir ebenfalls vollauf hatten, unsre tägliche Kost. Mein Herr blieb länger als drei Monate bei uns und in dieser Zeit hatten wir vierzig Acker Land geklärt, das nun für den Pflug bereit war; wenige Tage vor Weihnachten trat jedoch ein Ereigniß ein, das in seinen Folgen alle meine Aussichten auf Glück vernichtete und der Zukunft meines Lebens eine ganz andere Richtung gab. Eines Tages kam ein Bote mit einem Briefe nach unserer Ansiedelung, den der Postmeister im Court-House, wo sich das Postamt befand, abgeschickt hatte. Dieser Brief enthielt die Kunde vom plötzlichen Tode meines alten Herrn und meldete, daß sich hinsichtlich der Familienangelegenheiten Schwierigkeiten erhoben hätten, welche die schleunige Ankunft meines gegenwärtigen Herrn nothwendig machten. Den Brief hatte meine Gebieterin geschrieben. Mein Herr machte sofort ein Bestandsverzeichniß der verschiedenen Vorräthe, die er hatte, gab Alles unter meine Obhut, ertheilte mir Weisungen, wie ich die Arbeiten zu leiten hätte, und ritt am nämlichen Abend hinweg, indem er versprach, spätestens nach Verlauf eines Monats zurückzukehren. Wir sahen ihn nie wieder und hörten erst im Januar 1807 von ihm, als sich der älteste Sohn meines verstorbenen Herrn mit einem Fremden auf unserer Ansiedlung einfand. Der Erstere unterrichtete mich zu meinem Staunen und Leidwesen, daß mein junger Herr, der uns nach

Georgia gebracht hatte, todt war. Er erschien jetzt, ebenso wie der Herr, der ihn begleitete, als Testamentsvollzieher des Verstorbenen und Beide kamen in der Absicht nach Georgia, die Besitzung mit Einschluß aller darauf befindlichen Leute auf sieben Jahre zu verpachten.

Die Nachricht vom Tode meines Herrn berührte mich höchst schmerzlich und mein Kummer steigerte sich noch, als ich erfuhr, daß er in einem Duell getödtet worden. Meine junge Gebieterin hatte viele Bewerber gehabt, deren mehrere jedoch Männer von niedriger Gesinnung und schlechtem Charakter waren; als mein Herr aus Georgien zurückkam, vereinigten sich seine frühern Nebenbuhler, ihn zu ermorden, um sich auf diese schurkische Weise an ihm und seiner Gattin zugleich zu rächen.

In allen Gegenden des Baumwollenlandes gibt es zahlreiche Tavernen, die zugleich als Trink- und als Spielhäuser dienen. Die Inhaber dieser Orte verzichten bereitwillig auf alle Ansprüche auf den Rang und Charakter anständiger Männer, sobald sie nur einen schmutzigen Gewinn in Aussicht haben; sie werden von Pflanzern aller Klassen besucht, obwohl damit nicht gesagt sein soll, daß alle Pflanzer an diese Orte gehen. Es gibt sehr ehrenwerthe und tugendhafte Männer unter den Pflanzern, die in gleichem Grade die niedrige Gewinnsucht der Inhaber solcher Häuser, wie die Lasterhaftigkeit ihrer Gäste verabscheuen. Leute, deren Ruf ruinirt ist oder die überhaupt nichts nach einer ehrenwerthen Stellung fragen, eröffnen dergleichen Häuser, wenn sie ihren Unterhalt auf keine bessere Weise zu gewinnen wissen, und alle Lüderlichen, Leichtsinnigen, alle Müßiggänger und Trunkenbolde der Umgegend sind ihre Gäste. In einem Lande, wo der weiße Mann nie arbeitet, wenn er nicht alle Ansprüche auf

den Rang eines Gentlemans verwirken will, und wo es der Eigenthümer einer Pflanzung unter seiner Würde hält, die Arbeiten selbst zu beaufsichtigen, kann die Zahl derjenigen nicht gering sein, die solche Häuser besuchen.

Mein junger Herr gehörte nicht zu dieser Zahl und er überschritt die Schwelle einer solchen Taverne nie, wenn ihn nicht ein nothwendiges Geschäft dazu zwang; die Bande jedoch, die sich zu seinem Verderben verschworen hatte, lud ihn durch einen aus ihrer Mitte ein, der angeblich über eine Geschäftsangelegenheit mit ihm sprechen wollte, sich an einem bestimmten Abend in einer Taverne einzufinden. Hier verwickelte man ihn in einen Streit und sein Gegner forderte ihn auf Pistolen, indem er verlangte, daß man sich gleich über den Tisch, um den die Gesellschaft saß, schießen sollte.

Mein Herr, der, wie es scheint, selbst unter Thoren den Vorwurf der Feigheit nicht zu ertragen vermochte, nahm die Ausforderung an; da er keine Pistolen bei sich hatte, reichte man ihm ein Paar, die einem von der Mörderbande gehörten, und er nahm deren Eigenthümer zugleich als seinen Sekundanten an. Der Erfolg war so, wie man sich denken kann. Mein Herr wurde beim ersten Schusse durch eine Kugel getödtet, die ihm die Brust durchbohrte, während sein Gegner unverletzt blieb.

Man schickte sogleich einen Diener mit einem Briefe an meine Gebieterin, um ihr den Tod ihres Gatten zu melden. Sie wurde in der Nacht geweckt, um den Brief zu lesen, dessen Ueberbringer ihrem Mädchen gesagt hatte, es wäre nothwendig, daß sie den Inhalt sogleich kennen lernte. Dieser furchtbare Schlag zog ihr eine Gemüthskrankheit zu, von welcher sie nie genaß. Periodenweise gewann ihre Vernunft die Oberhand; sie starb jedoch im folgenden Sommer, nachdem sie

Mutter geworden war, am Kindbettfieber. Diese Nachrichten theilte mir ein Neger mit, der den ältesten Sohn meines alten Herrn, als derselbe im Laufe des Jahres den Pachter der Besitzung in Georgia besuchte, als Bedienter begleitete.

Man machte jetzt bekannt, daß die Besitzung, zu welcher ich gegenwärtig gehörte, nebst den darauf befindlichen Maulthieren, Rindern u. s. f. und einschließlich der dazu gehörenden siebzehn Sklaven (unter denen sich sechs noch nicht arbeitsfähige Kinder befanden), auf sieben Jahre verpachtet werden sollte. Für das erste Jahr verlangte man tausend und für jedes der sechs folgenden zweitausend Dollars; der Pachter mußte sich verpflichten, alljährlich dreißig Acker Land zu klären.

Noch vor dem Tage, an dem die Verpachtung laut öffentlicher Anzeige stattfinden sollte, erschien ein Mann aus der Gegend Savannah's und erbot sich, die neue Pflanzung unter den aufgestellten Bedingungen zu übernehmen. Man ward mit ihm einig, übergab ihm sofort die Besitzung nebst Zubehör und ich wurde sonach auf sieben Jahre sein Sklave.

Mein Schicksal hatte mich jetzt in die Gewalt eines neuen Herrn gegeben, von dem ich nicht viel Gutes erwarten durfte, indem ich erwog, daß man mir die Gegend, aus der er kam, stets als diejenige geschildert hatte, wo die Sklaven am grausamsten behandelt würden. Ich machte mich daher auf harte Knechtschaft gefaßt, sah jedoch in diesem Falle glücklicherweise einmal meine schlimme Erwartung getäuscht. Dieser Mann war keineswegs so schlimm, als ich ihn zu finden gemeint hatte, und gleichwohl erlebte ich in seinen Diensten alle Uebel, die ich allezeit am meisten gefürchtet. Trotzdem bin ich nie fähig gewesen, ein Gefühl der Rache oder des Hasses gegen ihn zu hegen, denn er war in gleichem Grade ein Sklave wie ich, und zudem jedenfalls ein noch größerer Dulder. Viel-

leicht machten ihn die eigenen Leiden geneigter, die Schmerzen Anderer mitleidigen Blickes zu betrachten. Trotz der Ungerechtigkeiten, die ich in seinem Dienste erfuhr, vermocht' ich ihn nie als einen bösen Mann anzusehn.

Als er die Pflanzung im Besitz nahm, war er allein und erst nachdem er etliche Wochen bei uns gewesen, ließ er uns wissen, daß er eine Frau hatte. Eines Tages rief er uns zusammen und erklärte, er würde sich entfernen, um seine Familie zu holen; inzwischen sollten wir die Arbeiten seinen Weisungen gemäß fortsetzen. Darauf verließ er uns, nachdem er den übrigen Leuten noch gesagt hatte, sie hätten meinen Befehlen zu gehorchen. Er blieb volle zwei Wochen aus und als er zurückkehrte, hatte ich auf dem sämmtlichen geklärten Lande die Saat des Mais, der Baumwolle und Kartoffeln bestellt und überhaupt alle Geschäfte der Pflanzung so sehr zu seiner Zufriedenheit gefördert, daß er mir einen Dollar gab, wofür ich ein Paar neue Hosen kaufte, denn die alten waren bei der schweren Feldarbeit draufgegangen.

Mein Herr brachte seine Familie, eine Frau und ein Kind, auf die Pflanzung, und meine neue Gebieterin gab mir bald Anlaß, den Tod meines frühern jungen Herrn aufs Neue zu beklagen.

Dieses Weib (obwohl sie meine Gebieterin war, vermag ich sie doch nicht Dame zu nennen), war die Tochter eines sehr reichen Pflanzers, der bei Milledgeville wohnte und außer meiner Gebieterin mehrere Kinder hatte. Mein Herr war in Nordcarolina geboren, hatte sich vor einer Reihe von Jahren nach Georgia übergesiedelt, einiges Vermögen erworben, und zwei Jahre früher, bevor ich sein Sklave wurde, meine Gebieterin geheirathet. Während ich im Süden lebte, sah ich viele Familien und wurde mit dem moralischen

Charakter vieler Damen bekannt; aber ich muß, um dem Lande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gestehn, daß meine neue Gebieterin die schlimmste Frau war, die mir unter den Bewohnern des Südens jemals vorgekommen. Sie war so bösartig wie eine Natter und im Zorne war ihre Sprache nur eine Fluth gemeiner und giftiger Ausdrücke.

Mein Herr und meine Gebieterin brachten bei ihrer Ankunft zwölf Sklaven, groß und klein, mit auf die Pflanzung, von denen sieben Feldarbeit zu verrichten vermochten. Wir bildeten sonach eine ansehnliche Schaar und mein Herr verstand es so gut wie irgend einer seiner Nachbarn, ein tüchtiges Tagewerk durch seine „Hände" verrichten zu lassen. Indeß konnte er auch, sobald er seiner eigenen Neigung folgen durfte, freundlich und human in seinem Wesen und Benehmen gegen seine Leute sein, und hätte er Muth genug besessen, seine Frau etliche Mal zu peitschen, wie er bisweilen seine Sklaven peitschte, und sie zu zwingen, ein ihrem Geschlechte geziemendes Benehmen zu beobachten, so würde die Zeit meiner Knechtschaft bei ihm erträglich gewesen sein und ich wäre wahrscheinlich bis diesen Tag ein Sklave in Georgia geblieben. Bevor meine Gebieterin kam, hatten wir Fleisch im Ueberfluß, denn mein Herr hatte mir seine Schlüssel zurückgelassen und ich vertheilte die Lebensmittel unter die Leute.

Um meinem Herrn bei seiner Rückkehr keinen Anlaß zur Klage oder zum Zweifel an meiner treuen Verwaltung zu geben, hatte ich uns (denn ich theilte die Kost der Andern) täglich nur eine Mahlzeit mit Fleisch gestattet. Wir hatten mehrere Kühe, die uns mit Milch versorgten und unter den vorräthigen Lebensmitteln befand sich ein Faß Syrup. Wir hatten Maisbrod, Kartoffeln, Milch, Syrup und bisweilen

Butter zu Frühstück und Abendessen, und zum Mittagessen Fleisch. Hätten wir diese treffliche Kost nach der Ankunft unserer Gebieterin ferner genießen dürfen und wäre sie eine gutmüthige Frau gewesen, so würd' ich mit meinem Loose zufrieden gewesen sein, denn ich lebte jetzt in einem so guten Lande, als ich nur je eines sah, und ich zweifele sehr, ob es irgendwo ein besseres gibt.

Unsre Gebieterin gab uns am ersten Morgen nach ihrer Ankunft eine Probe ihres Charakters, indem sie die Negerin, die das Kind wartete, heftig mit einem ungegerbten Kuhriemen schlug, weil das Kind schrie und sich nicht beruhigen ließ. Ich sah daraus, daß meine Gebieterin ihre Leidenschaften nicht zu zügeln vermöchte und im Zorne stets ein Opfer finden würde, um ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit oder Erbarmen ihre Wuth daran auszulassen.

Als wir an diesem Tage zum Mittagsessen gerufen wurden, hatten wir kein Fleisch und sehr karge Brodportionen; die Mahlzeit bestand aus schlecht gekochten Kartoffeln, etwas Brod und einer sehr kleinen Quantität saurer Milch. Seit dieser Zeit wurde uns die Fleischkost gänzlich entzogen und wir mußten von unserm Brode, Kartoffeln und den Paar Tropfen Milch leben, die uns die Gebieterin zukommen ließ. Der ärgerlichste Umstand der neuen Disciplin war der Unterschied, der zwischen uns, die schon vor der Ankunft der Gebieterin auf der Pflanzung gewesen, und den Sklaven gemacht wurde, die sie mitgebracht hatte. Den Letztern gab sie den besten Theil der sauren Milch, sämmtliche Buttermilch und, wie ich glaube, häufig Fleischportionen.

Wir (nämlich die schon früher dagewesenen) blieben unserseits nicht gänzlich ohne Fleischkost, denn unser Herr gab uns bisweilen eine ganze Speckseite auf einmal; diese hatte

er aus seiner eigenen Rauchkammer gestohlen — ich sage gestohlen, weil er sie ohne Wissen meiner Gebieterin wegnahm und uns stets feierlichst auf die Seele band, ihr nichts davon wissen zu lassen. Sie vernachlässigte die Pflichten einer guten Hausfrau in gleichem Maße, als sie sich die Aufsicht über Dinge anmaßte, die nicht in die Sphäre ihrer häuslichen Pflichten gehörte, und sie vermißte den Speck, den uns unser Herr gab, niemals, weil sie sich nicht die Mühe genommen hatte, die Vorräthe der Fleischkammer zu untersuchen. Da wir durch unsern Herrn nur verstohlen mit Fleisch versorgt wurden, erhielten wir es natürlich nicht regelmäßig, sondern nur, je nach Umständen, ein- oder zweimal wöchentlich. Da ich indeß überzeugt war, daß unser Herr es gut mit uns meinte, interessirte ich mich für sein Wohlergehen und wurde ihm bald vom Herzen zugethan. Meine Gebieterin behandelte ihn nicht viel besser als mich, nur daß er gute Kost in hinreichendem Maße hatte, weil er an dem nämlichen Tische mit ihr speiste; was aber schlimme Reden betraf, so glaub' ich, mein Herr und ich hätten unsern beiderseitigen Antheil getrost zu gemeinschaftlichem Handel in eine Masse zusammenwerfen können, ohne fürchten zu müssen, daß einer von Beiden merklich zu kurz kommen könnte. Ich hatte mir die gute Meinung meines Herrn erworben und Jedermann konnte leicht bemerken, daß er zu mir mehr Zutrauen als zu seinen andern Sklaven hatte und mich oft als den Vormann seiner Leute behandelte.

Dies reizte den Unwillen meiner Gebieterin, die bei all' ihren übeln Eigenschaften den Sklaven, die mit ihr von ihres Vaters Pflanzung gekommen waren, eine gewisse egoistische Bevorzugung zu Theil werden ließ. Selten sah sie mich, ohne mich in gewohnter Weise mit einem Schimpfwort zu begrüßen, und sie übertraf alle andern Personen, die ich kennen

gelernt habe in der Schärfe und dem Sarkasmus der höhnischen und spitzigen Bemerkungen, womit sie ihre Verwünschungen würzte. Um sich einen deutlichen Begriff von ihrer Zungengeläufigkeit und ihrem höhnischen Witze zu machen, hätte man sie hören müssen, namentlich an einem Sonntagsmorgen oder an einem Regentage, wenn sich die Leute alle müßig bei der Küche aufhielten, die dicht bei ihrer Wohnung stand. Meinen Herrn behandelte sie mit ebenso wenig Umständen als mich. Unglücksgenossen werden leicht Freunde, wie man sagt, und ich glaube wirklich, daß mein Herr und ich auf Grund unserer gemeinsamen Leiden eine wechselseitige Zuneigung empfanden.

Viertes Kapitel.

Das Land, worin ich jetzt lebte, war neu und hatte Ueberfluß an allerlei Wild, wie es sich auf neuen Ansiedlungen gewöhnlich findet. Der Arbeitslohn war hoch und ich konnte bisweilen durch Sonntagsarbeit anderthalb Dollars in einem Tage verdienen. Der gewöhnliche Lohn für ein Tagewerk war hier ein Dollar. Mein Herr bezahlte mich regelmäßig und ordentlich für Alles, was ich Sonntags für ihn arbeitete und ich suchte nie auswärts Beschäftigung. Alle seine übrigen Hände behandelte er auf die nämliche Weise. Auch schenkte er

mir eine alte Flinte, die offenbar viel erlebt haben mußte, denn der Schaft war ganz und gar zerbrochen und das Schloß gab durchaus kein Feuer. Ich trug meine Flinte zu einem Schmied in der Nähe, der das Schloß reparirte. Meine Muskete that nun ihre Pflicht, wie ich es nur wünschen konnte. War Schaft und Schloß auch außerordentlich mitgenommen, so fand ich doch, als ich sie probirte, daß der Lauf noch nichts von seinem Werthe verloren hatte.

Ich wurde nun zum ersten Mal in meinem Leben ein Jäger im eigentlichen Sinne des Worts, und wußte meine Geschäfte in der Regel so einzurichten, daß ich den halben Sonnabend für mich selbst behielt. In diesem Falle ward der Sonnabend stets der Jagd gewidmet und ich erwarb mir bald eine ziemliche Geschicklichkeit im Gebrauche meiner Flinte. Im Walde bedeckte ich gewisse Stellen mit Salz zum Lecken und wenn das Wild Nachts dahin kam, schoß ich es von einem Sitze aus, den ich mir aus Klapphölzern auf den Aesten eines Baumes gemacht hatte. Waschbären gab es hier in Menge; sie waren sehr groß und zu allen Jahreszeiten fett. Im April sah ich den Boden dicht mit den im letzten Jahre gewachsenen Nüssen bestreut. Ich begann jetzt, trotz der Verfolgung von Seiten meiner Gebieterin, recht gut zu leben und mich in gewissem Grade als ein unabhängiger Mann zu fühlen.

Von Schlangen verschiedener Art wimmelte es in diesem Lande. Ich habe mehr als zwanzig Klapperschlangen an einem Tage getödtet. Auch Panther, Wölfe und andere Raubthiere zeigten sich häufig in den Wäldern.

Ich habe stets bemerkt, daß Schlangen entweder in zahlreichen Gruppen oder doch paarweise beisammen leben, und daß sich, wenn man eine Schlange tödtet, bald nachher eine andere an dem nämlichen Orte zeigt. Eines Tages tödtete

ich eine volle sechs Fuß lange Klapperschlange nicht weit von meines Herrn Hause im Baumwollenfelde. Als ich einige Tage nachher über eine Einfriedigung wenige Schritte von der nämlichen Stelle steigen mußte und auf der andern Seite an den Boden sprang, sah ich dicht neben mir eine Klapperschlange von derselben Größe wie die getödtete. Sie lag in voller Länge ausgestreckt und ich wunderte mich, daß sie keinen Versuch machte, mich zu beißen oder auch nur, sich zu ringeln. Ich tödtete diese Schlange ebenfalls und da sie sich mit irgend etwas vollgefressen zu haben schien, schlitzte ich sie mit meinem Messer auf und fand, daß sie bis zum Platzen mit Maismehl vollgestopft war, das sie im Vorrathshause meines Herrn gefressen, wo sie durch eine Oeffnung in der Blockwand Zutritt gefunden hatte. Ihre Völlerei hatte mir offenbar das Leben gerettet. —

Ich besaß einen Hund, den ich aus Carolina mitgebracht hatte und der mir auf der Jagd treffliche Dienste leistete. Ueberdies war er so treu, daß ich meinte, er würde mich nöthigenfalls mit seinem Leben vertheidigen; es giebt aber für Hunde, eben so wie für Menschen, eine gewisse Grenze, über die hinaus sich ihre Freundschaft nicht erstreckt; so war es zum wenigsten mit meinem Hunde.

Eines Sonntags befand ich mich im Walde an einer seichten Lache, die wir den Gänseteich nannten, weil sich häufig wilde Gänse dort einstellten, als mein Hund aus dem Schilfe mit gesträubtem Haar zu mir kam und durch sein Benehmen verrieth, daß er im Röhricht etwas gesehen haben mußte, was ihm Furcht einflößte. Ich war Tags vorher nach dem Teiche gegangen, um Stäbe von einem Baume, der in dieser Gegend Georgiens wächst, und woraus sich sehr gute Stricke fertigen lassen, zu schneiden und ins Wasser zu legen. Man fällt das

Holz und wirft es ins Wasser, bis die Rinde weich und locker wird; dann wird sie abgeschält, gebrochen und in Stücke gerissen. Die Seile aus dieser Rinde kommen den hänfenen fast gleich, und ich habe mir mit deren Anfertigung hübsches Geld verdient. Ich hatte bei der erwähnten Gelegenheit meine Axt bei mir, war aber ohne meine Flinte ausgegangen. Vergebens suchte ich meinen Hund zu bewegen, wieder in das Röhricht zu gehen, und ich trat endlich den Heimweg an, während mir mein Hund ein wenig vorauslief und sich häufig umsah. Ich war nicht weit gegangen, als sich mir die Ursache der Furcht meines Hundes offenbarte, denn als ich mich umsah, gewahrte ich einen ungeheuren Panther, der auf dem Wege hinter mir herkroch, wie eine Katze zu kriechen pflegt, wenn sie auf ihre Beute zuschleicht. Ich fühlte meine Gefahr, und bemühte mich umsonst, meinen Hund gegen den Panther zu hetzen; ich konnte ihn nicht bewegen, sich zwischen mich und die wilde Bestie zu stellen. Ich blieb einige Augenblicke stillstehen und der Panther legte sich, mich fortwährend aufmerksam betrachtend, an den Boden. Als ich weiter schritt, kam auch der Panther hinter mir drein, und sobald ich stehen blieb und mich umsah, blieb er gleichfalls stehen. So setzte ich, bald weiter gehend, bald Halt machend, meinen Weg fort, während der Panther bisweilen nur zwanzig Schritte hinter mir war, bis ich die Grenze der Felder meines Herrn erreichte; da wandte sich der Panther nach dem Walde zurück und ich sah ihn nicht mehr. Ich weiß nicht, ob dieser Panther mich oder meinen Hund verfolgte, er schien indeß keinen von uns Beiden sehr zu fürchten und hätte ohne Zweifel nicht gesäumt, mich so gut wie den Hund anzugreifen, wenn er uns einzeln angetroffen hätte. Sobald der Panther verschwunden war, eilte ich nach Hause und berichtete meinem Herrn dies Abenteuer.

Er schickte sogleich zu einem zwei Meilen entfernt wohnenden Freunde, der sich einfand und seine Hunde mitbrachte. Es waren deren jetzt, einschließlich der Hunde meines Herrn, fünf beisammen. Ich ging mit den Herren in den Wald und zeigte die Stelle, wo mich der Panther verlassen hatte, dessen Fährte die Hunde sogleich witterten. Es war spät Abends, als die Jagd begann, und man hatte sie bereits bis gegen Morgen fortgesetzt, als der Panther drei Meilen vom Hause meines Herrn in die Enge getrieben wurde. Mein Herr erlegte ihn mit seiner Büchse und als er todt war, maßen wir ihn von der Nase bis zur Spitze des Schweifes und fanden, daß die ganze Länge elf Fuß und zehn Zoll betrug.

Im Herbst dieses Jahres begleitete ich meinen Herrn nach dem Indianerlande, um Rinder und indianische Pferde zu kaufen und nach der Ansiedelung zu schaffen. Wir reisten fast direkt westwärts gegen hundert Meilen vom Wohnsitze meines Herrn, bevor wir ein indianisches Dorf erreichten.

Mein Herr kaufte funfzig Pferde und über hundert Rinder; er miethete sieben Indianer, um uns das Vieh nach der Pflanzung treiben zu helfen. Wir konnten nur einem einfachen Fußpfade folgen, denn eine Straße für Fuhrwerk war nach dem Indianerlande noch nicht eröffnet worden. Die Pferde machten uns nur wenig Mühe, sobald wir sie einmal auf dem Pfade in Gang gebracht hatten; die Rinder aber zeigten beständig Lust, abzuschweifen und sich in den Wäldern zu verlaufen. Die größte Mühe und Unruhe fanden wir jedoch, wenn wir des Nachts Halt machten, um zu lagern. Manche Rinder und viele Pferde verliefen sich alsdann von unserm Feuer und zerstreuten sich weit umher im Walde, um nach dem indianischen Lande heimzukehren. Dem beugten die Indianer indeß vor, indem sie sich, gleich nachdem sie ihre

Abendmahlzeit beendigt, nach allen Richtungen in den Wald begaben und sich etwa vierhundert Schritt von unserem Feuer postirten; dort erhoben sie alsdann ein so fürchterliches Geschrei und Geheul, daß der ganze Wald voll Teufel und Ungeheuer zu sein schien. Dieser Höllenlärm verfehlte nie, Pferde sowohl als Rinder innerhalb des von den Indianern beschriebenen Kreises beisammen zu halten und wir verloren, wie ich glaube, kein einziges Thier auf der ganzen Reise.

Viele von den Rindern und auch eine Anzahl Pferde behielt mein Herr, die er auf der Pflanzung statt der Maulthiere benutzte. Die Uebrigen verkaufte er an die Pflanzer und die Expedition gewährte ihm, wie ich glaube, einen hübschen Profit. Mir verschaffte sie eine Gelegenheit, die Cherokesen in ihrem eigenen Lande zu sehen und den ungeheuern Unterschied kennen zu lernen, der zwischen dem Menschen im Zustande der Civilisation und fleißiger Thätigkeit und dem Menschen im Zustande der Barbarei und Trägheit besteht.

Seit ich mich in den südlichen Staaten befand, waren alljährlich fortwährend afrikanische Neger in bedeutender Menge eingeführt worden; in diesem Jahre hörte das Geschäft jedoch völlig auf und ich habe keinen Afrikaner gesehen, der nach dieser Zeit ausgeschifft worden wäre.

Das Benehmen meiner Gebieterin wurde täglich schlimmer — wenn nämlich schlimmer werden konnte, was schon vom Anfang an so schlecht als möglich war — und ihre Feindseligkeit gegen mich steigerte sich, jemehr mir, wie sie bemerkte, mein Herr sein Vertrauen schenkte. Zu meinem Unglück begann die Gesundheit meines Herrn um diese Zeit sichtlich abzunehmen und im Spätherbste des Jahres äußerte er eines Tages gegen mich, daß er wahrscheinlich nicht lange leben

würde, da er die Symptome seiner nahe bevorstehenden Auflösung bereits fühlte.

Dieser Umstand war für mich eine Quelle der Besorgniß und Unruhe, denn ich sah es klar voraus, daß ich an die schlimmste Periode meiner Knechtschaft in Südcarolina wie an ein Paradies zurückdenken würde, falls ich jemals unter die unbeschränkte Herrschaft meiner Gebieterin geriethe. Als der Winter herankam, befürchtete ich stark, daß mein Herr kränker werden und im Frühling ins Grab sinken möchte, denn er litt an der Lungenschwindsucht, und es ist bekannt, daß der Frühling, der die ganze übrige Schöpfung mit Freude, Heiterkeit und neuer Kraft erfüllt, gar häufig die Jahreszeit ist, welche das Opfer jener Krankheit dem Grabe zuführt.

Fünftes Kapitel.

Nachdem die Baumwollen- und Maisärnte vorüber war, klärten wir während dieses Winters Land, und es ereignete sich auf unserer Pflanzung nichts, was die gewohnte Einförmigkeit des Sklavenlebens unterbrochen hätte, außer daß mir mein Herr im Januar mittheilte, er würde nach Savannah reisen, um Gewürzwaaren und andere Vorräthe einzukaufen, die im kommenden Sommer auf der Pflanzung gebraucht werden würden, und gedächte zugleich eine Ladung Baumwolle

auf unserm Wagen hinabzuschaffen, dessen Leitung ich übernehmen sollte. Diese Nachricht war mir nicht unangenehm, denn erstens erlöste mich der Ausflug nach Savannah auf eine kurze Zeit von der Tyrannei meiner Gebieterin, und zweitens gab er mir Gelegenheit, neue Gegenden kennen zu lernen.

Mein Herr hatte, da die Pflanzung nicht sein Eigenthum war, noch keine Baumwollenmaschine aufgestellt und wir fuhren daher unsere Baumwolle mit dem Samen ziemlich drei Meilen weit nach einer andern Pflanzung, um sie zu reinigen, wofür wir dem Besitzer der Maschine den vierten Theil der Baumwolle abtreten mußten.

Als die Zeit meiner Abreise herangekommen war, lud ich zehn Ballen Baumwolle auf meinen Wagen und bespannte ihn mit den nämlichen sechs Maulthieren, die ich aus Südcarolina geführt hatte. Nichts Bemerkenswerthes begegnete mir bis zum Abend des vierten Tages, wo wir ungefähr hundert Meilen von Hause entfernt waren. Mein Herr, der mich zu Pferde begleitete, blieb über Nacht im Hause eines alten Freundes, und ich hörte, wie er mir im Gespräche mit diesem Herrn ein sehr gutes Zeugniß gab und ihm sagte, daß er nie einen treueren und zuverlässigern Neger gehabt hätte. Auch äußerte er, er beabsichtigte mich zu kaufen, falls er das Ende seines siebenjährigen Pachtes erleben würde. Er sprach noch viel von mir und ich glaubte zu hören, daß er gegen seinen Freund auch etwas von meiner Gebieterin erwähnte; doch wurde dies so leise gesprochen, daß ich es nicht verstehen konnte. Als ich mich am Morgen zum Aufbruch anschickte, kam unser Wirth an den Wagen heraus und hieß einen seiner eigenen Sklaven mir beim Anschirren meiner Maulthiere helfen. Beim Abschied sagte er, ich sollte auf meiner Rückkehr in sei-

nem Hause einsprechen und bei ihm übernachten; übrigens würde mir seine Küche stets offen stehen, falls ich je wieder Gelegenheit hätte, diese Straße zu reisen.

Ich erwähne diese geringfügigen Umstände nur, um zu zeigen, daß es außer den harten und grausamen Sklavenbesitzern im Süden auch andere von entgegengesetztem Charakter gibt. Die Sklaveneigenthümer sind weder mehr noch weniger als Menschen, deren manche gut, sehr viele hingegen böse sind. Mein Gebieter und dieser Herr gehörten sicherlich unter die Zahl der guten; aber der Contrast zwischen ihnen und einigen andern, die ich kennen gelernt habe, war zum Unglück für viele Sklaven nur allzu bedeutend. Ich werde später wieder von diesem Herrn sprechen, dessen Haus ich jetzt besucht hatte; ich werde seinen Namen stets in Ehren halten und stets mit dankbarem Gefühle seiner gedenken.

Während ich mit meinem Gespann durchs Land reiste, bestand, abgesehen von meinen Obliegenheiten als Fuhrmann meine Hauptbeschäftigung darin, daß ich die Lage der Sklaven beobachtete, während wir bei den verschiedenen Pflanzungen unterwegs vorüberkamen, und die Zustände in Georgia, die ich jetzt vor Augen hatte, mit ähnlichen Zuständen in Carolina verglich, die mir früher bekannt geworden waren.

Unter den verschiedenen Baumwollenpflanzungen in Georgien herrscht eben so große Aehnlichkeit, wie unter den verschiedenen Farmen in New-York oder New-Jersey. Wer ein Baumwollenfeld gesehen hat, hat alle andern Baumwollenfelder gesehen, versteht sich, sofern man von dem Unterschiede absieht, der natürlich durch guten und schlechten Boden oder gute und schlechte Cultur entsteht; sehr auffällig aber erscheint der Contrast zwischen der verschiedenartigen Behandlung der Sklaven auf verschiedenen Pflanzungen. Wir reisten

auf einer Straße, an welcher es wenig Gasthäuser gab, und übernachteten daher häufig in den Privatwohnungen der Pflanzer; ich bemerkte, daß mein Herr stets als Besucher empfangen und als Freund der Familie behandelt wurde, während man mich bei meinem Wagen auf der Straße ließ; mein Herr versah mich mit Geld, um Speise für mich und die Maulthiere zu kaufen.

Wenn wir bei diesen Herren übernachteten, pflegte ich Abends, nachdem ich meine Maulthiere gefüttert und mein Abendessen verzehrt hatte, in die Küche zu gehen und mich mit den Negern, die ich darin fand, zu unterhalten. Eines Abends machten wir vor Sonnenuntergang Halt und ich spannte meine Thiere auf der Straße, etwa zweihundert Schritt vom Hause eines Pflanzers aus, zu dem mein Herr ging, um seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Nachdem ich für die Maulthiere gesorgt und mein Abendessen beendigt hatte, ging ich wie gewöhnlich nach der Küche, um die zur Pflanzung gehörigen farbigen Leute zu besuchen. Die Sonne war soeben untergegangen, als ich die Küche erreichte, und bald nachher kam ein Negerknabe hinein und sagte zu einer Frau, der einzigen Person, die ich in der Küche gefunden hatte, sie sollte zum Hause des Aufsehers hinabkommen. Sie folgte auf der Stelle diesem Rufe und, um nicht allein in einem fremden Hause zu bleiben, entschloß ich mich, der Frau nachzugehen und mir die übrigen Leute dieser Pflanzung zu besehen. Als wir das Haus des Aufsehers erreichten, kamen die Leute vom Felde herein; mit ihnen erschien auch der Aufseher und ein anderer Mann, der besser gekleidet war, als es Aufseher gewöhnlich sind.

Ich blieb in einiger Entfernung von diesen Herren stehen, denn ich hielt es nicht für klug, mich unter Fremden zu sehr

vorzudrängen. Die Neger wurden sämmtlich zusammengerufen und der Aufseher erklärte, daß jemand unter ihnen ein fettes Schwein aus dem Koben gestohlen, in den Wald geschafft und dort getödtet hätte; er hätte heute den Ort gefunden, wo das Schwein geschlachtet worden, und wofern sie nicht geständen und die Thäter entdeckten, würden sie Alle aufs Nachdrücklichste gepeitscht werden. Auf diese Drohung erfolgte keine andere Antwort, als eine allgemeine Betheuerung der Unschuld der Angeklagten. Man befahl darauf Allen, sich auf den Boden niederzulegen und ihre Rücken zu entblößen, die der Aufseher der Reihe nach mit dem Riemen seiner langen Peitsche bearbeitete, bis er müde wurde. Zum Glück für diese Leute belief sich ihre Anzahl auf mehr als zwanzig, so daß der Aufseher keinem allzuviel Hiebe ertheilen konnte.

Nachdem Alle der Reihe nach ihren Antheil empfangen hatten, kehrte der Aufseher wieder zu dem Manne zurück, auf dessen Rücken er die Peitsche zuerst angewendet hatte, und sagte zu ihm, er wäre überzeugt, daß er wüßte, wer das Schwein gestohlen, und wenn er den Dieb nicht entdeckte, würde er ihn die ganze Nacht peitschen. Darauf begann er den Rücken dieses Mannes aufs Neue zu peitschen, bis das Blut reichlich zu fließen begann; aber der Dulder barg sein Gesicht in den Händen und sagte kein Wort. Der andere Herr fragte jetzt den Aufseher, ob er fest überzeugt wäre, daß dieser Mann das Schwein gestohlen; und als er eine bejahende Antwort erhielt, erklärte er, er würde den Burschen zum Geständniß der Wahrheit bringen, wofern man seinen Weisungen folgen wollte. Darauf fragte er den Aufseher, ob er an einem hartnäckigen Neger den Katzenzug schon einmal probirt hätte; der Aufseher antwortete, er hätte wohl von dieser Strafe ge-

hört, doch wäre sie auf dieser Pflanzung nie angewendet worden.

Man hieß nunmehr einen der Neger aufstehen, ins Haus laufen und eine Katze herbeibringen, die auch bald zur Stelle geschafft war. Die Katze, ein großes, graues Thier, nahm der wohlgekleidete Herr in Empfang, setzte sie auf den Rücken des am Boden liegenden Negers in der Schultergegend nieder und zog sie gewaltsam beim Schwanze den Rücken und längs der nackten Schenkel des Dulders hinab. Die Katze senkte ihre Klauen ins Fleisch und riß Stücke der Haut mit den Zähnen los. Der Mann brüllte vor Schmerzen und würde sich am Boden hingewälzt haben, hätten ihn nicht vier andere Sklaven bei den Armen und Beinen festgehalten. Sobald man die Katze von ihm weggezogen hatte, sagte der Mann, er wollte die Diebe des Schweines nennen und gestand, daß er mit mehrern andern, deren drei ihn jetzt halten halfen, das Schwein gestohlen, getödtet, zugerichtet und gegessen hätte. „Für dieses Geständniß," sagte der Aufseher, „sollst Du noch einen Katzenzug haben." Man zog die Katze abermals über seinen Rücken hin, diesmal nicht wie vorher vom Kopfe abwärts, sondern von den Hüften nach dem Kopfe hinauf. Alsdann ließ man ihn aufstehen und alle Andern, die er als Theilnehmer am Schweinediebstahl genannt hatte, mußten sich hinlegen und man zog ihnen die Katze zweimal über den Rücken, erst abwärts, dann aufwärts. Nachdem die Strafe an Allen vollzogen war, wusch eine alte Negerin die Dulder mit Salzwasser, worauf man Alle entließ. Dies war die martervollste Strafe, die ich je an Negern vollziehen sah, und meiner Ansicht nach ist sie auch sehr gefährlich, denn die Krallen der Katze sind giftig und damit verursachte Wunden entzünden sich leicht.

Ich hatte mich fünfzig Schritte weit von der Richtstätte

fern gehalten und wagte mich während der Execution weder zu nähern noch zu entfernen, um nicht meinerseits den Zorn der blutgierigen Richter ebenfalls zu reizen. Nachdem die Sache abgemacht war und meine schmerzliche Aufregung ein wenig nachgelassen hatte, kam es mir vor, als müßte ich die Stimme des gutgekleideten Herrn schon früher gehört haben. Doch konnte ich mich nicht besinnen, wer er war oder wo ich seine Stimme gehört hatte, bis die Herren endlich diesen Ort verließen und nach dem großen Hause gingen; jetzt, als sie bei mir vorbeikamen, erkannte ich in dem Gefährten des Aufsehers meinen alten Herrn, den Negerhändler, der mich in Maryland gekauft und nach Carolina gebracht hatte.

Später erfuhr ich von meinem Herrn, daß sich dieser Mann früher mit dem afrikanischen Negerhandel befaßt, diesen jedoch vor einigen Jahren aufgegeben hatte, um das sichere und minder schwierige Geschäft, Neger im Norden zu kaufen und als Handelsartikel nach dem Süden zu bringen, zu betreiben, wodurch er sich ein sehr ansehnliches Vermögen erworben hatte. Er hatte sich unlängst mit der Tochter eines reichen Mannes dieser Gegend verheirathet und war jetzt ein großer Pflanzer.

Zwei Tage nachher erreichten wir Savannah, wo mein Herr seine Baumwolle verkaufte und dagegen eine Wagenladung Zucker, Syrup, Kaffee, Schuhe und andere daheim nothwendige Artikel einkaufte; am nächsten Tage, nachdem ich die Stadt betreten hatte, verließ ich sie wieder und trat den Rückweg landaufwärts an. In Savannah sah ich viele Neger, die Sklaven waren und doch insofern als freie Leute handelten, daß sie auf Arbeit gingen wo und bei wem es ihnen gefiel, ihren eigenen Lohn dafür erhielten und für ihren Unterhalt sorgten; sie waren dagegen genöthigt, ihren Herren am

Schlusse jeder Woche eine gewisse Summe zu entrichten. Einer dieser Männer sagte mir, daß er seinem Herrn jeden Sonnabend sechs Dollars zahlte, und doch war er ganz gut gekleidet und schien an nichts Mangel zu leiden. Savannah war ein sehr lebhafter Ort und ich sah ungeheure Quantitäten Baumwolle auf den Werften aufgehäuft; das Ansehen der Stadt selbst hatte jedoch für die Einwohner wenig Empfehlendes.

Auf meinem Rückwege reiste ich mehrere Tage auf einer andern Straße als derjenigen, die mich nach Savannah geführt hatte, und als ich fünfzig bis sechzig Meilen von dieser Stadt entfernt war, kam ich bei der größten Pflanzung vorüber, die ich je gesehen hatte. Es mochten mindestens tausend Acker Baumwolle in einem einzigen, vollkommen ebenen Felde beisammen sein. Dreihundertundfünfzig „Hände" waren, wie man mir sagte, beschäftigt, in diesem Felde die letzte Baumwolle von den Samenkapseln zu lesen und diese Leute waren ihrem Ansehen nach die elendesten aller Sklaven, die ich auf allen meinen Reisen gesehen hatte.

Man befand sich jetzt mitten im Winter, und herrschte auch keine große Kälte, so war es doch der Winter dieses Himmelsstrichs; wer einige Jahre am Savannahfluß lebt, dem wird im dortigen Winter die Kälte fast ebenso empfindlich als in der nämlichen Jahreszeit an den Ufern des Potomak vorkommen, falls er stets an letzterem gewohnt hätte.

So viel ich bemerken konnte, waren diese Leute sämmtlich ohne Schuhe; Niemand unter ihnen war mit einer Kopfbedeckung versehen. Jede Person trug ein grobes Stück Wollenzeug, in das Löcher zum Durchstecken der Arme geschnitten waren, während das obere Ende um den Hals zusammengezogen war, so daß das Ganze eine Art offenen und vorn mit Bindfaden zu-

sammengebundenen Rockes bildete. Diese Leute arbeiteten also mit nackten Armen, und manche unter ihnen hatten außer diesem Wollkittel nur sehr wenig anderweitige Kleidungsstücke. Das Aussehen dieser Leute bewies deutlich, daß sie keine Schweinefleischesser waren und daß die Fastenzeit bei ihnen durchs ganze Jahr währte.

Unterwegs übernachtete ich auch wieder bei dem Gentleman, den ich als Freund meines Herrn erwähnt habe. Der Letztere hatte mich kurz nach unserer Abreise aus Savannah verlassen und ich sah ihn erst daheim wieder.

Bald nach meiner Rückkehr aus Savannah wurde unsere Gegend der Schauplatz sehr trauriger Ereignisse. Ungefähr zwei Meilen von unserer Pflanzung wohnte ein unverheiratheter Herr, der eine Mulattin als Haushälterin hatte. Er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, während die Haushälterin mindestens vierzig zählte. Sie hatte herangewachsene Kinder, deren eines, während ich mich in dieser Gegend befand, durch ihren vorigen Herrn, den Vater des jungen Mannes, verkauft und nach dem Westen gebracht worden war. Dieses Weib übte einen unbeschränkten Einfluß auf ihren jungen Herrn, der mit ihr als seiner Frau lebte und sie in seinem Hause ganz nach Willkür und Belieben schalten und walten ließ. Bevor er seinen dermaligen Wohnsitz bezogen hatte und während er noch bei seinem Vater wohnte, dem diese Frau damals gehörte, hatte der alte Herr, als er die Zuneigung seines Sohnes zu der Mulattin bemerkte, die letztere in der Abwesenheit des jungen Mannes an einen Sklavenhändler verkauft, der auf seiner Reise nach dem Mississippi begriffen war; als der Sohn jedoch heim kam und das Geschehene erfuhr, setzte er sofort dem Käufer nach, holte ihn irgendwo im indianischen Gebiete ein und kaufte das Weib

um einen höhern Preis zurück. Darauf machte er sie in seiner gegenwärtigen Wohnung zur Haushälterin, verließ seinen Vater und begann seinen eigenen Haushalt mit der Mulattin.

Der Herr einer benachbarten Pflanzung besaß einen jungen höchstens vierundzwanzigjährigen Mulatten, einen sehr gewandten und hübschen Burschen, Namens Frank. Dieser hatte sich eben so sehr in jene Frau, die seine Mutter hätte sein können, verliebt, als ihr junger Herr, und sie erwiederte zum Nachtheile des Letztern Franks Neigung. Frank pflegte seine Geliebte in der Nacht zu besuchen, und ihr Herr, der diesen Umstand ahnte, verbot dem Mulatten, in sein Haus zu kommen. Dies fachte die Flamme nur noch mehr an, die im Busen beider Liebenden brannte, und nach vielen und langen Berathungen beschlossen sie, den Herrn umzubringen. Die Mulattin entwarf den Plan und lieferte das Mittel zum Morde, indem sie Frank, der Abends zum Hause kam, während der Herr allein bei seiner Abendmahlzeit saß, die Flinte des letztern übergab.

Lucy (so hieß die Mulattin) wartete ihrem Herrn stets bei seinen Mahlzeiten auf und hatte, da sie die Stelle genau kannte, wo er zu sitzen pflegte, zwischen die beiden Balken des Blockhauses, denen, wie sie wußte, beim Abendessen sein Rücken zugekehrt sein würde, ein Loch gemacht. Auf ein gegebenes Zeichen schlich sich Frank an das Haus, legte das Gewehr in das zu diesem Zwecke gemachte Loch und jagte eine Ladung Rehposten zwischen die Schultern des arglosen Herrn, der vom Stuhl emporsprang und todt neben dem Tische niederfiel. Diese Mordthat wurde erst am nächsten Morgen in der Nachbarschaft bekannt, als sich die Mulattin selbst im Hause einer angrenzenden Pflanzung einfand und den Tod ihres Herrn meldete.

Der Ermordete hatte mehrere Sklaven, von denen jedoch im Augenblicke seines Todes nur ein einziger daheim war, und diesem hatte der Vorfall einen solchen Schrecken eingejagt, daß er es nicht wagte, hinwegzugehen und die Nachbarschaft in Kenntniß zu setzen. Ich kannte diesen Mann, der sich wahrscheinlich vor der Mulattin und ihrem Mitschuldigen fürchtete, recht gut.

Sobald die Herren in der Umgegend von dem Vorfalle Nachricht erhalten hatten, beeilten sie sich, den Leichnam in Augenschein zu nehmen und den Urhebern der blutigen That nachzuforschen. Mein Herr befand sich unter den Ersten, die im Hause des Verstorbenen eintrafen. Binnen Kurzem war die Hälfte aller Sklaven der benachbarten Pflanzungen festgenommen und nach der Wohnung des Ermordeten gebracht. Ich war keinen Augenblick über den Thäter in Zweifel, sobald ich das Vorgefallene erfuhr.

Schweigen ist eine große Tugend, wann Sprechen gefährlich ist, und ich hatte mir's schon längst zum Gesetz gemacht, bei Streitigkeiten zwischen den Weißen und den Sklaven niemals Ansichten auszusprechen, so lange ich nicht gefragt wurde. Ein Friedensrichter vernahm viele Zeugen, bevor der Coroner eintraf; als der Letztere erschienen war, versammelte man eine Jury. Mehr als einen halben Tag brachte man damit zu, verschiedene Neger zu verhören, ohne daß sich etwas herausstellte, wodurch irgend jemand entschieden verdächtigt wurde. Mein Herr, der fortwährend gegenwärtig war, bat endlich, man möchte mich befragen, falls man meine Aussage in Betreff der Sache zu vernehmen wünschte, denn es lag ihm daran, daß ich nach Hause und an meine Arbeit gehen möchte. Nachdem ich vereidigt worden, sprach ich meine Meinung dahin aus, daß ich Frank und Lucy für die Mörder hielte, indem ich

zugleich die Gründe angab, auf die sich meine Ansicht stützte. Frank war bei diesem Zeugenverhör nicht zugegen, und Lucy, die vereidigt worden war, hatte erklärt, sie wüßte nichts von der Sache, sie wäre zu der Zeit, als ihr Herr erschossen ward, in die Küche gegangen, um etwas Milch zu seinem Abendessen zu holen, und als sie den Schuß gehört, wäre sie sogleich ins Zimmer geeilt, daß sie in dem Augenblicke betreten hätte, wo er zu Boden gesunken und verschieden war; als sie darauf die Hausthür geöffnet und hinausgesehen, hätte sie durchaus Niemand in der Nähe bemerkt.

Bald nachher brachte man Frank herbei und zwang ihn, den Leichnam zu berühren, weil Einige meinten, die Leiche würde bei der Berührung des Mörders bluten; dies geschah allerdings nicht, aber er zitterte bei der Gelegenheit so heftig, daß ich glaubte, er würde zu Boden sinken; auch übte die erzwungene Berührung des Todten in diesem Falle auf den Verbrecher einen ebenso mächtigen Einfluß, als es das Bluten der Wunde selbst vermocht haben würde. So wie Frank seine Hand von dem Leichnam zurückgezogen hatte, fragte ihn der Coroner in strengem, entschiedenem Tone, wie wenn er den Sachverhalt bereits gewußt hätte, warum er diese That verübt? Den ohnehin durch seine Angst schon verwirrten Frank überwältigte diese Frage vollends; alle Geistesgegenwart verließ ihn und er rief im Tone der Verzweiflung, daß ihn Lucy zu der That verleitet hätte.

Lucy, die das Zimmer verlassen hatte, als man Frank hereinbrachte, wurde nun zurückgerufen und mit ihrem Mitschuldigen confrontirt; nichts vermochte ihr jedoch ein Wort des Geständnisses zu entreißen. Sie behauptete hartnäckig, wenn Frank seinen Herrn ermordet hätte, so hätte er es aus eigenem Antriebe und ohne ihren Rath und ihr Wissen gethan.

Erst jetzt fiel es einem der Anwesenden ein, nach der Flinte des Ermordeten zu fragen, die man nicht an ihrer gewöhnlichen Stelle fand. Frank erklärte, das Verbrechen mit dieser Flinte verübt zu haben, die ihm von Lucy übergeben worden. Frank, Lucy und Billy, ein Neger, auf dem kein Verdacht ruhte, der aber zur Zeit des Verbrechens in der Küche gewesen war, wurden in einem neuen Blockhause auf einer benachbarten Pflanzung mit Ketten beladen eingesperrt und blieben etwas länger als vierzehn Tage in diesem Gefängnisse; dann wurden sie sämmtlich vor ein Gericht gestellt, das aus einigen Herren der Gegend zusammengesetzt war. Lucy und Frank wurden zum Galgen verurtheilt, Billy aber nicht schuldig befunden; gleichwohl entließ man ihn nicht, sondern behielt ihn in Haft bis zur Hinrichtung seiner Gefährten, die zehn Tage später stattfand.

Am Morgen der Hinrichtung sagte mein Herr zu mir und den übrigen Leuten, wir müßten zum „Hängen" gehen, denn mit diesem Ausdrucke bezeichnete man allgemein die Hinrichtung. Die Richtstätte war nur zwei Meilen entfernt und ich kam zeitig genug an, um einen guten Stand in der Nähe des Galgens zu finden. wo ich Alles genau beobachten konnte, was mit dieser ernsten Angelegenheit im Zusammenhange stand. Mein Herr schätzte die anwesende Menschenmenge auf mindestens fünfzehntausend und sie bestand zum größern Theile aus Negern, denn alle Herren weit in der Runde hatten ihren Leuten Erlaubniß gegeben oder sie gezwungen, diesem „Hängen" beizuwohnen.

Billy wurde mit Lucy und Frank zum Galgen gebracht, doch ließ man ihn neben dem Karren hergehen, auf dem jene saßen. Unterm Galgen bekannte Lucy, nachdem ihr der Strick um den Hals gelegt worden, daß sie zuerst zu

dem Morde gerathen und daß Frank die That nur auf ihr dringendes Verlangen ausgeführt hatte.

Ein Weißer hielt unter dem Galgen (einem bloßen Baumaste) eine lange Predigt und nach ihm wurde von einem Neger eine Ermahnungsrede gehalten. Nachdem beide Verurtheilte aufgehängt und todt waren, beriethen sich die Herren, wie man mit Billy verfahren sollte, der im Hause gewesen war, als sein Herr ermordet wurde und gleichwohl nicht sofortige Anzeige von dem Vorfalle gemacht hatte. Man klagte ihn deshalb an, den Todesfall verheimlicht zu haben, und verurtheilte ihn dafür zu fünfhundert Hieben. Ich saß in den Zweigen eines Baumes dicht bei der Stelle, wo dies Gericht versammelt war und konnte seine Berathung und sein Urtheil deutlich hören. Einige Personen gingen in den Wald, um Hickoryruthen zu schneiden, während Andere Billy entkleideten und an einen Baum banden. Man hatte mehr als zwanzig Gerten, deren manche sechs bis sieben Fuß lang waren, herbeigeschafft und zwei Männer ertheilten gleichzeitig die Streiche damit, indem zu jeder Seite des Verurtheilten einer stand und der Eine mit der linken Hand schlug.

Ich hatte oft Neger peitschen sehen, und in den meisten Fällen den Leidenden laut schreien und um Erbarmen bitten hören; in diesem Falle war jedoch die durch die zwiefachen Hickoryhiebe verursachte Qual so heftig, daß Billy keinen einzigen Schmerzenslaut hören ließ. Sein Leib schmiegte sich krampfhaft an den Baumstamm, um den seine Arme und Beine festgebunden waren; die Schultern zog er in die Höhe und zitterte oder schauerte vielmehr an allen Gliedern. Gleich anfangs floß das Blut und sammelte sich in kleinen Pfützen am Fuße des Baumes. Ich sah Stücke Fleisch so lang wie ein Finger aus den Wunden fallen. Wahrscheinlich war er

besinnungslos, nachdem er die ersten zweihundert Hiebe empfangen hatte. Nachdem die Personen, die dieses Amt übernommen, volle fünfhundert Hiebe gezählt hatten, band man den halbtodten Körper los und legte ihn in den Schatten des Baumes, auf dem ich saß. Die acht bis zehn Herren, welche die Strafe vollzogen hatten, kamen alsdann von mehrern Freunden begleitet unter den Baum und tranken Punsch, während man unter einer aus Zweigen gebauten Bude in der Nähe das Mittagsessen für sie servirte.

Nach dem Essen wurde Billy, der inzwischen unter dem Baume am Boden gestöhnt hatte, aufgehoben, in den Karren gelegt, womit man Lucy und Frank zum Galgen gebracht hatte und nach der Wohnung seines verstorbenen Herrn geschafft, wo er länger als ein Vierteljahr ans Lager gefesselt blieb und sich, so lange ich in Georgia blieb, nie wieder recht erholte.

Lucy und Frank wurden, nachdem sie eine halbe Stunde am Galgen gehangen, losgeschnitten und fielen in eine tiefe Grube, die man gegraben hatte, während sie am Baume hingen. Sowie sie niedergefallen waren, warf man die Erde auf sie und das Grab schloß sich über ihnen auf immer.

Donnerstags wurden sie aufgehängt und die große Menschenmenge, die zusammengeströmt war, um ihren Tod mit anzusehen, verließ die Stätte nicht eher als am Morgen des nächsten Montags. Wagen, Karren und Kutschen hatten sich dort versammelt; Buden und Zelte waren aufgestellt worden und dem gräßlichen Schauspiele, das ich so eben geschildert, folgte Musik, Tanz, Pferdeschacher, Hazardspiel, unmäßiges Trinken und jede andere Art der mancherlei Vergnügungen und Ausschweifungen, denen die Bevölkerung des Südens ergeben ist.

Während des Tages mußte ich arbeiten, ging aber jeden Abend, um mir diese Leichenfestlichkeit anzusehen, deren zahlreiche Theilnehmer sich während des Freitags und Sonnabends nach der Hinrichtung eher zu vermehren als zu vermindern schienen. Erst am Sonntagnachmittag begann das Gedränge merklich abzunehmen und am Montag früh, nach der Frühstückszeit, verließen die letzten Wagen den Platz, dessen Oberfläche jetzt zu Staub, so leicht und trocken wie Asche, zertrampelt war, und das Grab der Mörder blieb der Einsamkeit des Waldes wieder überlassen.

Der Gesundheitszustand meines Herrn verschlimmerte sich beständig und ich erwartete, er würde diesen Sommer nicht überleben. Darin täuschte ich mich zwar, doch befand er sich so übel, daß er nur selten aufs Feld kommen konnte und den Geschäften der Pflanzung nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Nach Ablauf des Monats Juni überließ er mir die Sorge für das Baumwollenfeld und betrat die Felder vor dem Oktober nicht wieder; um diese Zeit kam er eines Tages auf einem kleinen indianischen Pony hinaus, den er gewöhnlich als sein Reitpferd benutzte, bevor er so schwach wurde, daß er dem Reiten überhaupt gänzlich entsagen mußte. Mir wurde in diesem Sommer der Mangel an guten und kräftigen Nahrungsmitteln sehr fühlbar, da mich mein Herr nicht mehr mit seiner gewohnten Freigebigkeit aus seiner Fleischkammer versorgen konnte. Fast Alles, was ich mir verdiente, mußte ich während dieser Zeit für Speck ausgeben, um die Beschwerden und Mühen, denen ich mich unterziehen mußte, ertragen zu können. Oft ließ mich mein Herr ins Haus kommen und sprach sehr freundlich mit mir; übrigens hätte auch gewiß kein gemietheter Aufseher das Geschäft fleißiger und sorgsamer in Obacht neh-

men können, als ich es that, bis die Aernte im nächsten Winter eingebracht war.

Als mein Herr im Oktober das Feld besucht hatte, ließ er mich bald nachher eines Tages rufen und schenkte mir einen fast noch neuen guten Ueberrock von derbem Tuche, der mir, wie er sagte, im kommenden Winter gute Dienste leisten würde. Auch gab er mir ein Paar Stiefeln, die er ziemlich abgelaufen hatte, deren Schäfte aber noch ganz gut waren. Dieser Rock und diese Stiefeln wurden mir später wirklich sehr nützlich.

Als der Winter kam, würde mein Herr immer kränker, und obwohl er bei gutem Wetter noch beim Hause umherging, war es doch offenbar, daß er sich dem Schlusse seiner irdischen Laufbahn näherte. Ich arbeitete diesen Winter sehr angestrengt. Die Baumwolle war wohlgerathen und wir konnten sie erst einige Zeit nach Weihnachten vollständig aus dem Felde bringen; ich mußte daher scharf arbeiten und auch meine Mitsklaven zu angestrengter Arbeit antreiben, um das Land zu klären, das mein Herr vertragsmäßig alljährlich zu klären verpflichtet war.

Da mir mein Herr, der jetzt sein Haus niemals verließ, die Beaufsichtigung der Pflanzung gänzlich anvertraut hatte, ward es für mich nöthig, die Autorität eines Aufsehers meiner Mitsklaven geltend zu machen und nicht selten fand ich es geeignet, sie mit Hieben zu züchtigen, um sie zur Verrichtung ihrer Arbeit zu zwingen. Anfangs kostete es mir viel Ueberwindung, den Hickory, das einzige Instrument, womit ich Uebertreter strafte, anzuwenden; je länger ich es aber gebrauchte, um so vertrauter und unanstößiger ward es mir, und ich glaube, daß einige Jahre Ausdauer und Erfahrung einen eben so verhärteten Negertreiber als nur irgend einen in Georgia aus mir gemacht haben würden, obwohl ich mich

überzeugt fühle, daß ich nie so hart und roh geworden sein würde, um eine Person zum Zwecke des Auspeitschens zu entkleiden; auch hätt' ich mich gewiß nie dazu verstanden, die Leute ohne ausreichende gute Kost zur Arbeit zu zwingen, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, sie mit diesem Haupterforderniſſe eines ordentlichen Lebens zu versorgen.

Im Februar wurde mein Herr so schwach und sein Husten so angreifend, daß er sich ans Bett gebannt sah, das er nur das eine Mal wieder verlassen sollte, als man ihn in sein Sterbekleid hüllte. Im März kamen zwei der Brüder meiner Gebieterin zu Besuch und blieben bis nach dem Tode meines Herrn bei ihr.

Nachdem sie sich drei Wochen bei ihrer Schwester aufgehalten hatten, kamen sie eines Tages in die Küche, wo ich mein Mittagsessen einnahm, und sagten mir, sie wollten mich peitschen. Ich fragte, warum sie mich zu peitschen gedächten? worauf sie erwiederten, daß sie eine gute Tracht Hiebe für sehr zuträglich für mich hielten, und daß ich mich jedenfalls gefaßt machen müßte, sie sofort in Empfang zu nehmen. Jetzt erschien auch meine Gebieterin, ergoß sich einige Minuten lang aufs Wüthendste in Flüchen und Verwünschungen, überschüttete mich mit einer Fluth ihrer gröbsten Schimpfnamen und sagte, sie wäre mir längst eine Tracht Hiebe schuldig und ich sollte sie jetzt bekommen.

Sie hieß mich hierauf mein Hemd ausziehen (außer einem Paar alter Leinwandhosen das einzige Kleidungsstück, das ich anhatte), und beide Brüder unterstützten den Befehl ihrer Schwester, indem mir der Eine eine Pistole vor die Brust hielt und der Andere einen großen Knittel schwang, mit dem er auf mich loszuschlagen drohte. Widerstand war unnütz und ich mußte nachgeben. Nachdem ich das Hemd

abgelegt, band man mir die Hände mit einer starken Leine, führte mich zu einem Baume im Hofe und zog meine Hände mit dem über einen Ast gelegten Stricke empor, bis meine Füße den Boden nicht mehr berührten. Während ich so am Stricke schwebte und mit meinem ganzen Gewicht an meinen Handgelenken hing, vermocht' ich mit Ausnahme der Beine keinen Theil meines Körpers zu bewegen. Seit meiner Knabenzeit war ich nie geschlagen worden und ich fühlte die Ungerechtigkeit des gegenwärtigen Verfahrens aufs lebhafteste.

Die ersten Streiche des Hickory brachten eine Empfindung hervor, die ich nur Strömen siedenden Wassers, die über den Rücken gegossen werden, vergleichen kann; nachdem jedoch hundert oder anderthalbhundert Streiche auf mich niedergeregnet waren, ward der Schmerz minder scharf und durchdringend; es trat ein dumpfes, peinliches Schmerzgefühl ein, das sich bis auf das Rückgrat zu erstrecken schien.

Während ich am Strange hing, drehte sich mein Körper in Folge der Bewegungen meiner Beine bisweilen herum und ich erblickte, bald nach dem Beginne der Züchtigung, das bleiche Todtengesicht meines Herrn, der an der Hausthür stand; ich hörte, wie er mit schwacher Stimme, die kaum lauter als ein starkes Athmen war, seinen Schwägern befahl, mich gehen zu lassen. Auf diesen Befehl achtete man nicht, bis ich volle dreihundert Hiebe empfangen hatte; ohne Zweifel würden sie sich auch damit noch nicht begnügt haben, wäre mir nicht mein Herr, auf seinen Stock gestützt und mit einer Anstrengung, die fast über seine Kräfte ging, zu Hilfe gekommen. Er trat mit seiner abgezehrten Gestalt neben mich und erklärte seinen Schwägern, wofern sie noch einen Schlag thäten, würde er nach einem Anwalt schicken und beide gerichtlich belangen

lassen. Diese Intervention machte meiner Züchtigung ein Ende. Sie schnitten mich los und führten darauf meinen Herrn ins Haus zurück. Ich war noch im Stande zu gehen und begab mich in die Küche, wohin mir meine Gebieterin folgte und mich zwang, mich von einer Negerin, ihrer Köchin, mit Salzwasser waschen zu lassen. Dann ließ man mich mein Hemd anziehen und zu Bett gehen.

Dies geschah an einem Sonnabend, und als ich am nächsten Morgen spät erwachte, war ich nicht im Stande, mich umzudrehen oder aufzustehen. Ich fühlte mich über die Barbarei, mit der man mich behandelt, so empört, daß ich es verschmähte, die Hilfe jemands anzurufen; ich blieb ruhig in meinem Bett aus Maisstroh bis nach zwölf Uhr; um diese Zeit erschien meine Gebieterin und fragte, wie ich mich befände. Ein Sklave darf kein Gefühl der Rache oder des Unwillens kundgeben und ich antwortete demüthig, daß mich meine Wunden sehr schmerzten und ich nicht aufstehen könnte. Sie rief darauf einen Mann und eine Frau herbei, die mich aufrichteten; aber ich fand nun, daß mein Hemd so fest an meinem Rücken haftete, als wär' es damit verwachsen gewesen. Das Blut und zerhauene Fleisch waren zu einer Masse mit der Leinwand geworden, die nur die Außenseite des großen Schorfs bildete, der meinen Rücken bedeckte.

Meine Gebieterin ließ mich mit warmem Wasser waschen, auch den Rücken und die Seiten mit warmem Fett einreiben, bis das Hemd vollkommen damit getränkt und ganz weich wurde, und sich endlich von meinem Rücken trennen ließ; dann wusch man den Rücken abermals, schmierte ihn mit Fett ein und zog mir ein altes Hemd meines Herrn an. Meine Gebieterin war ängstlich geworden und fürchtete, ich möchte sterben oder wenigstens lange Zeit arbeitsunfähig bleiben.

Einen Monat meiner Arbeit verlor sie zunächst allerdings in Folge dieser Auspeitschung, und am Ende büßte sie mich ganz und gar dafür ein.

Sobald ich zu gehen vermochte, ließ mich mein Herr an sein Bett kommen und sagte, das Vorgefallene thäte ihm sehr leid, es wäre aber nicht seine Schuld, und wenn er gesund gewesen wäre, hätte mich gewiß niemals Jemand anrühren sollen. Es traten ihm Thränen in die Augen, während er sprach; er bemerkte, da er nicht mehr lange leben könnte, hoffte er, ich würde ihm treu bleiben, so lang' er noch lebte. Dies versprach ich ihm, denn ich liebte meinen Herrn wirklich; ich hatte jedoch bereits beschlossen, sobald er in seinem Grabe sein würde, meine Flucht aus Georgien und dem Baumwollenlande zu versuchen, sollt' ich auch mein Leben bei dem Versuche wagen.

Sobald meine Wunden geheilt waren, begann ich wieder zu arbeiten, jedoch nicht in meiner frühern Stellung als Beaufsichtiger der Pflanzung, denn diese Stelle hatte jetzt einer der Brüder meiner Gebieterin eingenommen, sondern im Walde, wo ein neues Feld geklärt wurde. Seit dieser Zeit beschäftigte ich mich nur noch mit dem Entwalden und Klären des Landes, so lang' ich noch in Georgia blieb, war aber dabei fortwährend auf Vorbereitungen zur Abreise aus diesem Lande bedacht.

Mein Herr war ein Milizoffizier und hatte einen Degen, den er an Paradetagen trug, außerdem aber in seinem Schlafgemach aufbewahrte. Ich kam auf den Gedanken, daß mir dieser Degen auf meiner beabsichtigten langen Reise nützlich werden könnte. Als ich meinen Herrn eines Abends besuchte und einige Zeit neben seinem Bett gestanden hatte, schloß er die Augen, als wollt' er einschlafen; ich nützte diesen Umstand

und die bereits eingetretene Dämmerung, um den Degen leise von der Wand zu nehmen, an der er hing, und aus dem Fenster fallen zu lassen. Ich wußte, daß mein Herr diese Waffe nie wieder brauchen konnte, aber mein Gewissen machte mir gleichwohl Vorwürfe, daß ich einen so guten Mann beraubte. Als ich das Zimmer verlassen hatte, hob ich den Degen auf und verbarg ihn hernach in einem hohlen Baume im Walde, wo ich täglich arbeitete.

Sechstes Kapitel.

Mein Herr starb im Mai und ich begleitete ihn mit schwerem Herzen zu seinem Grabe, denn ich fühlte, daß ich den einzigen Freund in der Welt verloren hatte, der zugleich die Macht und den Willen besaß, mich gegen die Tyrannei und Bedrückung zu schützen, der auf einer Baumwollenpflanzung die Sklaven unterworfen sind.

Wär' er am Leben geblieben, so würd' ich ihn nie verlassen haben, denn er hatte sich vorgenommen, meinen Eigenthümern in Carolina den Rest meiner Zeit abzukaufen; nachdem er jedoch dahin gegangen war, fühlte ich das letzte Band aufgelöst, das mich an meinen damaligen Aufenthaltsort fesselte, und überdies sehnte ich mich herzlich nach meiner

Frau und meinen Kindern, von denen ich jetzt über vier Jahre getrennt gewesen war.

Mein Leben hatte wenig Werth für mich, wenn ich es unter der Herrschaft meiner Gebieterin und ihrer Brüder verseufzen sollte, obwohl sie seit dem Tode meines Herrn meine Lage bedeutend verbessert hatte, indem sie mir häufig Fleisch und andere nothwendige Gegenstände gab. Vermuthlich hegte sie einige vage Besorgnisse, daß ich entlaufen und in die Wälder oder vielleicht zu den Indianern flüchten möchte; schwerlich aber setzte sie jemals voraus, daß ich das noch unversuchte Unternehmen wagen und den Rückweg nach Maryland antreten würde. Mein Vorsatz stand fest und nichts konnte ihn erschüttern. Ich erwartete nur eine geeignete Jahreszeit, um meine mühselige und gefährliche Reise anzutreten. Da ich mir nothwendigerweise unterwegs Lebensmittel verschaffen mußte, hatt' ich natürlich auf die Zeit Rücksicht zu nehmen, in der ich meinen Marsch begann.

Ich versah mich mit einem Feuerzeuge, nämlich einer Blechbüchse, die Stahl, Stein und Schwamm enthielt, denn ein solches Geräth hielt ich für unerläßlich. Aus altem Tuch nähte ich an der innern Seite des Rockes, den mir mein Herr gegeben, eine Scheide an, in die ich meinen Degen stecken und sicher verwahren konnte. Auch besorgte ich mir ein kleines Leinwandsäckchen, das mehr als ein Peck enthalten konnte. Dies Säckchen füllte ich mit geröstetem Maismehl; den Mais dazu röstete ich im Walde, wo ich arbeitete, um ihn alsdann Nachts auf der Mühle zu mahlen. Alle diese Geschäfte, ausgenommen das Mahlen, verrichtete ich in einer kleinen kegelförmigen Hütte, die ich im Walde gebaut hatte. Die Stiefeln, die ich von meinem Herrn erhalten, ließ ich durch einen

Spanier repariren, der in der Nähe wohnte und das Gewerbe eines Schuhflickers betrieb.

Bis zum ersten August hatte ich alle meine Anstalten vollständig getroffen und war dabei so behutsam verfahren, daß kein Mensch in der Gegend die leiseste Ahnung von meinem außerordentlichen Plane haben konnte. Ich erwartete nur die Zeit, wo der Mais im Felde reif genug zum Rösten sein würde, um sodann die Reise anzutreten. Täglich besichtigte ich den Mais, und am achten August fand ich die Aehren soweit gereift, daß sie geröstet ein genügendes Nahrungsmittel darbieten konnten; überdies war dieser Mais später als der meiste andere in diesem Lande gesäet worden; ich beschloß daher, am nächsten Tage von der Pflanzung und ihren Bewohnern auf immer Abschied zu nehmen.

Ich hatte einen Hund, dem ich den Namen Treumann gegeben, und dies arme Thier war seit mehr als vier Jahren mein beständiger Gefährte gewesen und hatte sich nie feig oder treulos bewiesen, außer in dem einen Falle, als uns der Panther aus dem Walde folgte. Natürlich hätt' ich meinen Hund gern mitgenommen; da ich jedoch wußte, daß der Erfolg meines Unternehmens von Heimlichkeit und Schweigen abhing, hielt ich es für gerathen, meinen letzten Freund zu verlassen und meinen gefährlichen Plan allein auszuführen. Am Morgen des neunten ging ich wie gewöhnlich an meine Arbeit, indem ich mein Mittagsbrod mit mir nahm, und arbeitete fleißig bis ein Uhr. Nun setzte ich mich hin, um meine letzte Mahlzeit als Sklave meiner Gebieterin zu halten, und theilte den Inhalt meines Korbes mit meinem Hunde. Nach dem Essen band ich den Hund mit einem Strick an ein Bäumchen, an das ich auch meine Flinte lehnte, denn ich hielt es für besser, diese zurückzulassen; meinen Ranzen nebst mei-

nem Mehlvorrathe band ich mir auf die Schultern und sagte alsdann meinem armen Hunde, der am Baume stand und mich traurig anblickte, ein letztes Lebewohl. Als ich mich ihm näherte, leckte er mir die Hände, erhob sich dann auf den Hinterbeinen, legte mir die Vorderpfoten auf die Brust und stieß ein langes Geheul aus, das mir durch die Seele ging und womit er zu sagen schien: „Laß mich nicht zurück, wenn Du fortgehst.“ Ich gedachte jetzt all der Anhänglichkeit, die mir das arme Thier von jeher bewiesen; ich erinnerte mich, wie er immer bereit gewesen, sein Leben für mich zu lassen; als ich an den Baum gebunden wurde, um gepeitscht zu werden, hatten sie mich zwingen müssen, meinen Hund zur Ruhe zu weisen, weil er meinen Henker anzufallen drohte, um mich zu schützen; auch selbst auf der Flucht vor dem Panther hatte er mich nicht verlassen, sondern war mir nur einige Schritte vorausgegangen, während er mir zuwinkte, einem Feinde zu entfliehen, der zu stark für uns war, um ihn mit der Hoffnung auf Sieg bekämpfen zu können; ich fühlte mich jetzt überzeugt, daß der Hund, hätte mich der Panther angegriffen, an meiner Seite gesiegt oder sein Leben für mich gelassen haben würde. Ich hatte ihn gegenwärtig zum erstenmale angebunden. Oft hatte ich ihn einen ganzen Tag meinen Rock, meinen Korb oder meine Flinte bewachen lassen, und er ließ das Anvertraute niemals im Stich; er schien jetzt zu fühlen, daß ich ihn der Undankbarkeit und Untreue beschuldigte, wenn ich ihn auf einem Posten anband, den er, wie ich doch wußte, niemals verlassen hatte.

Ich war weich gestimmt und richtete eine freundliche, tröstende Abschiedsrede an ihn, wie wenn er meine Worte wirklich hätte verstehen und die Gefahren würdigen können, denen ich entgegenging.

Ich schlug jetzt den Weg durch die Wälder ein, indem ich den ganzen Nachmittag so genau als möglich in der Richtung nach Norden wanderte. Die Nacht übereilte mich, bevor ich einen Fluß erreichte oder sonst auf etwas Bemerkenswerthes stieß. Ich legte mich nieder und schlief fest ein, ohne ein Feuer angezündet oder etwas gegessen zu haben. Vor Tagesanbruch erwachte ich, und sobald es hell genug war, daß ich meinen Weg zu erkennen vermochte, trat ich meine Reise wieder an und wanderte bis acht Uhr, als ich zu einem Flusse kam, welcher, wie ich wußte, der Appalachie sein mußte. Ich setzte mich am Ufer nieder, öffnete meinen Mehlsack und verzehrte einen Theil des Inhalts zum Frühstück. Ich ging sehr sparsam mit meinem Mehle um, denn es war der kostbarste Schatz, den ich jetzt besaß; zwar hatt' ich drei spanische Dollars in der Tasche, aber in meiner Lage konnte mir dies Geld nichts nützen, da ich entschlossen war, mich keinem Menschen, weder Neger noch Weißen, zu zeigen. Nach dem Frühstück schickte ich mich an, über den Fluß zu setzen, der hier über hundert Schritt breit, auch sehr tief war, aber langsam strömte. Der Morgen war schwül und die Dickichte am Ufer wimmelten von Insekten und Schlangen. Als ich den Fluß mit einer Stange sondirte, fand ich ihn zu tief zum Durchwaten und traf Anstalt, hinüberzuschwimmen. Ich entkleidete mich, band meine Kleider über den Ranzen, den Mehlsack über die Kleider, zog den Ranzen dicht zu meinem Kopfe heran und warf mich so in den Fluß. In meiner Jugend hatt' ich auf dem Patuxent schwimmen gelernt und ich habe selten eine Person getroffen, die sich mit größerer Leichtigkeit als ich im Wasser bewegt hätte. Ich schwamm in gerader Linie nach dem entgegengesetzten Ufer und als ich es erreicht hatte, machte ich am Uferrande Halt und sah mich nach der Stelle um, von

welcher ich meinen Flußübergang begonnen hatte; aber mein Blick wurde durch einen weit nähern Gegenstand, als das entgegengesetzte Ufer gefesselt. Etwa zwanzig Fuß von mir in der nämlichen Linie, in der ich herübergeschwommen, sah ich einen großen Alligator, der mir eifrigst nachsetzte; er hatte seine Nase dicht über der Oberfläche und zeigte sich ganz in der Position, die dieses Geschöpf einzunehmen pflegt, wenn es im Wasser auf seine Beute Jagd macht. Der Alligator kann mindestens zweimal so schnell als ein Mensch schwimmen, denn er holt junge Enten auf dem Wasser ein, und hätt' ich mich zehn Sekunden länger im Flusse aufgehalten, so wäre ich auf den Grund hinabgezogen worden und nie wieder zum Vorschein gekommen.

Als mein Verfolger sah, daß ich das Ufer erreicht hatte, kehrte er um, machte dicht in meiner Nähe einige Kreise im Wasser und verschwand alsdann.

Dieser Vorfall warnte mich vor den Gefahren, denen ich auf meiner Reise nach Norden begegnen mußte. Nachdem ich mich angekleidet, ging ich wieder in den Wald und hielt mich ein wenig nordöstlich, denn ich war jetzt entschlossen, mich landabwärts zu wenden, um die Linie der Straßen zu erreichen, auf denen ich nach dem Süden gekommen war. Ich reiste den ganzen Tag im Walde; kurz vor Sonnenuntergang erblickte ich jedoch eine offene Stelle, die ich für geklärtes Feld hielt; da ich aber bei genauerer Untersuchung durchaus keine Einfriedigungen entdeckte, betrat ich diese Lichtung und fand, daß es eine offene Savanne war, durch die sich ein ruhig fließender Bach hinschlängelte. An der untern Seite des offenen Raumes befanden sich die Reste eines alten Biberdammes, dessen mittler Theil zur Zeit eines hohen Wasserstandes von dem Bache durchbrochen worden war. Auch Trümmer der

Wohnungen dieses fleißigen kleinen Volkes waren noch sichtbar, das vor der Annäherung des weißen Mannes geflohen und sich in die tiefsten Einöden des Waldes entfernt hatte, um gleich mir dem Blicke jedes menschlichen Auges zu entgehen. Da es spät wurde und ich mich, wie ich glaubte, jetzt in der Nähe der Ansiedelungen befinden mußte, beschloß ich, mein Lager für die Nacht neben diesem alten Biberbaue aufzuschlagen. Mein Abendessen entnahm ich aus meinem Mehlsacke und machte mein Nachtlager unter dem Röhricht, das an dieser Stelle wuchs. Diese Nacht schlief ich nur wenig, denn es war, als ob sich alle Eulen des Landes in meiner Nachbarschaft versammelt hätten, um ein großes Concert auszuführen. Ihr Schreien und Krächzen begann bald nach Dunkelwerden und dauerte bis zur Morgendämmerung. Als der Morgen kam, erhob ich mich von meinem Lager und ging vorsichtig längs des Waldes weiter, während ich mich beständig nach Pflanzungen umsah und aufmerksam auf jedes Geräusch lauschte, das ich unter den Bäumen oder im Gebüsch hörte. Einige Stunden nach Sonnenaufgang sah ich in einiger Entfernung vor mir zwischen den Bäumen den blauen Himmel, was bewies, daß in dieser Richtung ein Stück Land entwaldet sein mußte; während ich vorsichtig vorwärts ging, hörte ich bald in meiner Nähe Leute, die in lautem Gespräche begriffen waren. Ich setzte mich unter den Palmettopflanzen nieder, die hier in großer Menge wuchsen und bemerkte bald, daß mir die Leute näher kamen. Auch hörte ich jetzt Pferdegetrappel und sah gleich nachher zwei Reiter mit Flinten auf den Schultern durch den Wald reiten. Sie folgten einer Richtung, die sie funfzig bis sechzig Schritt von mir vorüber führte. Da ich bemerkte, daß diese Männer als Jäger gerüstet waren, blieb ich fast athemlos, um ihr Gespräch zu hören. Als sie so nahe

waren, daß ich ihre Worte verstehen konnte, sprachen sie von der besten Stelle, die sie wählen könnten, um der Rehe ansichtig zu werden; ich schloß daraus, daß sie Leute nach einer andern Gegend des Waldes geschickt hätten, um das Wild mit Hunden aufzutreiben. Als sie den Punkt ihres Weges passirt waren, wo sie sich mir am nächsten befanden, und sich wieder von mir zu entfernen begannen, fragte der Eine den Andern, ob er gehört hätte, daß am vorgestrigen Tage ein Neger in Morgan-County entlaufen wäre, worauf sein Gefährte verneinend antwortete. Der Erste sagte darauf, er hätte im Kramladen eine Anzeige angeschlagen gesehen, worin dem Wiederbringer des Flüchtlings, der Charles hieße, hundert Dollars Belohnung zugesichert würden.

Das Hundegebell, das sich jetzt aus der Ferne hören ließ, unterbrach das Gespräch dieser Männer und steigerte die Schnelligkeit ihrer Pferde, so daß ich bald nichts mehr von ihnen sah und hörte.

Nachrichten über den Zustand des Landes, durch das ich reiste, mußten den größten Werth für mich haben, und nichts konnte mich stärker interessiren, als die Kenntniß des Umstandes, daß meine Flucht den weißen Bewohnern rings umher und vor mir bekannt wäre. Ich mußte nun doppelt wachsam werden und über die nöthigen Maßregeln mit mir zu Rathe gehen.

Vor Allem beschloß ich, nicht mehr bei Tage zu reisen. Es war jetzt die Jahreszeit der Rothwildjagd, und da ich wußte, daß sich die Jäger im Walde so still und geräuschlos als möglich verhalten mußten, war es mir klar, daß sie zum mindesten eben so leicht Gelegenheit haben konnten, mich zu entdecken, bevor ich sie sah, als es mir möglich sein würde, sie zu erblicken, bevor ich selbst gesehen werden konnte.

Ich war jetzt sehr hungrig, trug aber großes Bedenken, meinem Mehlsacke anders als im äußersten Nothfalle zuzusprechen. Ich fühlte mich überzeugt, daß eine Pflanzung in der Nähe sein müßte und sah mich daher eifrig nach derselben um, weil ich ein Maisfeld darauf zu finden hoffte, das mir einen Vorrath Aehren zum Rösten liefern sollte. Ich kroch — denn ich fürchtete mich aufrecht zu stehen — in der Waldniederung hin, wo ich mich gegenwärtig befand, und richtete mich nur bisweilen auf den Knieen empor, um die Umgebungen besser beobachten zu können. Auf diese Weise bewegte ich mich vorwärts, bis ich eine hohe Einfriedigung erblickte, hinter der ich hoch aufgeschossene und blühende Baumwolle, aber keine Spur von Mais sah. Ich kroch bis dicht an die Einfriedigung, wo ich den Stamm eines großen Baumes fand, den man beim Klären des Feldes gefällt hatte. Auf diesem stehend und die Pflanzung überblickend, sah ich eine halbe Meile entfernt die Aehren eines Maisfeldes, das auf der einen Seite von dem Walde begrenzt wurde, in dem ich stand.

Es war jetzt neun oder zehn Uhr Morgens, und da ich in der vergangenen Nacht nur wenig geschlafen hatte, kroch ich ins Gebüsch und schlief, trotz meinem Hunger, fest ein. Als ich erwachte, mochte es, nach dem Stande der Sonne zu schließen, ein oder zwei Uhr sein. Da um diese Tageszeit die Hitze am drückendsten und daher nicht leicht Jemand im Walde anzutreffen ist, ging ich wieder weiter und erreichte, indem ich einen Umweg abseits von den Feldern machte, endlich die Einfriedigung dem Maisfelde gegenüber, ohne daß mir etwas Beunruhigendes begegnet wäre. Sorgfältig untersuchte ich mit Auge und Ohr rings umher Alles, und da sich nichts Verdächtiges zeigte, wagte ich es, die Einfriedigung

zu übersteigen und ein Dutzend gute Maisähren abzureißen, mit denen ich wieder ins Dickicht zurück schlich. Dieser Mais nützte mir nichts ohne Feuer, um ihn zu rösten; Feuer anzuzünden, war jedoch bei Tage eben so gefährlich als bei Nacht, da mich bei Tage der Rauch eben so leicht wie der Schein der Flamme bei Nacht denjenigen verrathen konnte, die, wie ich wußte, stets bereit waren, mich zu verfolgen und zu greifen. „Hunger thut weh und Noth bricht Eisen,“ sagt das Sprichwort, und ein leerer Magen ist ein Fürsprecher, dessen Bitten sich nichts versagen läßt, wenn irgend etwas zu gewähren vorhanden ist.

Ungefährdet zum Walde zurückgelangt, wagte ich es, bis zu einem Sumpfe zu gehen, dessen Nähe ich aus der Beschaffenheit der Waldbäume erkannte. Als ich einmal im Sumpfe war, fühlte ich mich ziemlich sicher, nahm mir aber vor, in der Nähe einer Pflanzung nie wieder bei Tage zu reisen.

Nachdem ich einige hundert Schritt weit in der Sumpfniederung vorgedrungen, sammelte ich etwas dürres Holz und machte mit Hilfe meines Feuerzeugs ein Feuer an. Dies war das erste, das ich auf meiner Reise anzündete, und ich wählte sorgfältig nur ganz trockenes Holz dazu, damit sich kein merklicher Rauch entwickeln möchte. Hier röstete ich meinen Mais und aß davon so viel als ich konnte. Nach diesem Mittagsessen legte ich mich nieder und schlief drei bis vier Stunden. Als ich erwachte, war die Sonne durch die Baumwipfel kaum zu sehen. Es war Abend und die Vorsicht rieth mir, den Sumpf vor Dunkelwerden zu verlassen, weil es sonst schwer halten konnte, mich wieder herauszufinden.

Als ich den Rand des Sumpfes erreicht hatte, beobachtete ich den Untergang der Sonne und hatte Acht auf das Erscheinen der Sterne am Himmel. Ich hatte schon längst

den Polarstern von den andern kleinen Leuchten der Nacht unterscheiden gelernt, und auch das Siebengestirn war mir wohl bekannt. Diese Himmelskörper waren die einzigen Führer auf meinem Wege, und sobald die Nacht eingebrochen war, begann ich meinen Marsch durch die Wälder, indem ich mich möglichst genau in östlicher Richtung hielt.

Auf diese Weise gedachte ich landabwärts bis zu der von Augusta nach Morgan-County führenden Straße zu gelangen, um alsdann der Straße zu folgen, auf welcher ich aus Südcarolina gekommen war. Ich hielt es nämlich für sicherer, bei Nacht auf der Landstraße zu reisen, als mich, nur durch die Sterne geleitet, aufs Gerathewohl durchs Land zu schlagen. Ich wanderte die ganze Nacht, indem ich, soweit als es möglich war, den Polarstern immer zu meiner Linken ließ, und da ich an vielen Pflanzungen vorüber kam, sah ich behutsam darauf, den Häusern stets weit auszuweichen. Ich legte in dieser Nacht mindestens fünfundzwanzig Meilen zurück, ohne über eine Straße zu kommen, die so breit oder so viel betreten zu sein schien, als diejenige, aus der ich aus Südcarolina gereist war. Auch kam ich durch einen Pfirsichengarten mit schönen, reifen Früchten, womit ich mir Taschen und Hut füllte; kurz vor Tage ging ich durch ein Maisfeld und pflückte einen Vorrath an Röstähren; mit diesen und meinen Pfirsichen zog ich mich bei Tagesanbruch in eine große Waldung zurück, in der ich über eine Meile wanderte, bevor ich Halt machte. Hier schlug ich in einem Dickicht hochgewachsener Heidelbeerbüsche mein Lager für den Tag auf. Mein Frühstück bestand aus geröstetem Mais und Pfirsichen; nachdem ich es genossen, legte ich mich nieder und schlief ungestört bis nach zwölf Uhr, wo ich erwachte und aufstand, um mein Quartier genauer in Augenschein zu nehmen. Kaum

stand ich auf den Füßen, als mich ein Schwarm Hornissen angriff, die aus einem großen Neste kamen, das zwanzig bis dreißig Fuß von mir am Zweig eines Baumes hing.

Das beste Mittel, mit meinen feindlichen Nachbarn Frieden zu machen, war, wie ich wußte, mich mit dem Gesicht am Boden niederzulegen; dies that ich geschwind, doch gelang es vorher noch etlichen der Angreifer, mich zu stechen, auch durchsummten sie die Luft noch lange Zeit um mich her und hinderten mich bis Sonnenuntergang den Ort zu verlassen; dann zogen sie sich in ihr Nest zur Ruhe zurück. Jetzt begann ich meinerseits den Angriff, nahm eine Hand voll trockener Blätter, ging zum Neste, das reichlich so groß wie ein halbes Bushel war, und steckte die Blätter in das Loch am untern Ende des Nestes, durch welches die Bewohner ein- und auspassirten. So machte ich die ganze Garnison zu Gefangenen in ihrer eigenen Citadelle. Nun schnitt ich den Zweig ab, woran das Nest hing, und warf es mit seinem Inhalte in mein Abendfeuer, über dem ich einen Vorrath Mais für meine Nachtreise röstete.

Ich begann meinen Marsch diesmal bald nach Dunkelwerden und war bis ungefähr ein Uhr Morgens, so weit ich die Zeit nach dem Erscheinen der Sterne bestimmen konnte, gewandert, als ich eine Straße erreichte, die ich ihrer Breite und ihres viel betretenen Aussehens wegen für die nach Augusta führende hielt und der ich zu folgen beschloß.

Ich wanderte auf dieser Straße, bis ich das Tageslicht erscheinen sah; dann wendete ich mich in den Wald und ging eine volle Meile, bevor ich für den Tag Halt zu machen wagte. Ich verbarg mich heute in einem Dickicht junger Fichten, die rings um eine aus Stämmen hergestellte alte Hürde aufgeschossen waren, welche früher vermuthlich als Wolfs- oder

auch als Truthühnerfalle benutzt worden war. An diesem Orte blieb ich den Tag über ungestört, und als es dunkel wurde, kehrte ich nach der Straße zurück, auf der ich schweigend hinwanderte, während ich so leise als möglich auftrat und aufmerksam auf jeden Laut lauschte, der sich hören ließ. Nachdem ich eine Stunde gewandert, hörte ich Pferdegetrappel und trat sogleich auf die Seite, wo ich meinen Stand hinter einem dicken Baume nahm. In der nächsten Minute kamen mehrere Reiter vorüber. Den einen hört' ich fragen, ob der Oconee nicht fünf Meilen entfernt wäre? Die Antwort erfolgte so leise, daß ich sie nicht verstand, aber ich wußte doch jetzt, daß ich mich auf der Straße befand, die auf der Savannahseite des Oconee landabwärts führt.

Nachdem sich die Reiter so weit entfernt hatten, daß ich sie nicht mehr hörte, folgt' ich ihnen muntern Schrittes und kam nach einem Stündchen zu einem Flusse, dessen Breite ich in der Nacht nicht bestimmen konnte, da ein Nebel vom Wasser aufgestiegen war.

Ich zweifelte nicht, daß ich hier den Oconee vor mir hatte, und da ich früher mit Wagen und Gespann durch diesen Fluß gefahren war, verschaffte ich mir eine lange Stange am Ufer und ging ins Wasser, ohne die Kleider auszuziehen, Rock und Hosen ausgenommen, die ich auf dem Rücken trug. Der Fluß war seicht und an der tiefsten Stelle nicht tiefer als vier Fuß. Ich war sicher bis über die Mitte des Stroms gelangt, als ich vor mir Hufschläge vernahm und nach etlichen Minuten ritten mir gerade gegenüber einige Reiter in den Fluß und näherten sich mir. Ich kauerte mich sogleich im Wasser nieder, so daß nur mein Kopf und mein Gepäck über der Oberfläche blieb, um die Fremden vorüber zu lassen, die, nachdem sie so weit in den Fluß geritten, daß das Wasser den

Bauch ihrer Pferde bespülte, Halt machten, um die Thiere saufen zu lassen; zwei von ihnen waren dabei nicht weiter als zehn Schritt von mir. Sie begannen hier ein Gespräch und der Eine sagte, seiner Ansicht nach wäre „dieser Bursche am Ende gar nicht diesen Weg gekommen.“ Der Andere fragte darauf, wie er hieße, und der Erste erwiederte, in den Bekanntmachungen würde er Charles genannt, ohne Zweifel aber würde er sich einen andern Namen beigelegt haben, wie es entlaufene Neger in der Regel zu thun pflegten. Ich wußte jetzt, daß ich mich wenige Schritte von einer Gesellschaft befand, die das Land nach mir durchstreifte, und daß mich nur die durch den Nebel veranlaßte Dunkelheit gegen die Gefahr, in ihre Hände zu fallen, schützen könnte.

Der Himmel war unbewölkt, und ohne den Nebel hätten sie meinen Kopf über der glatten Wasserfläche sogleich wahrnehmen und erkennen müssen, daß es kein Baumstumpf oder dergleichen war. Nachdem sie einige Minuten still gehalten, ritten diese Herren nach dem Ufer des Flusses, von dem ich hergekommen war und bald hört' ich sie nicht mehr.

Ich blieb indeß doch noch eine volle Viertelstunde im Wasser, bis ich mich überzeugt hatte, daß sich nicht andere Personen auf der Straße in meiner Nähe befänden. Jene Reiter waren die nämlichen Herren, die schon früher am Abend bei mir vorüber gekommen und von denen ich erfahren hatte, wie weit es bis zum Flusse war. Ich hatte durch diese Leute sehr wichtige Nachrichten erhalten. Ich wußte jetzt, daß man meine Flucht überall im Lande bekannt gemacht hatte; eben so gewiß war es aber auch, daß man weder die Richtung, die ich eingeschlagen, noch den Punkt kannte, den ich zu erreichen bemüht war. Ich mußte nun vor Allem darauf bedacht sein, durchaus nicht ahnen zu lassen, auf welcher Straße ich reiste,

und ich beschloß, meine Bewegungen fortan so zu reguliren, daß auch selbst meine Existenz in einem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses gehüllt bliebe. Nachdem ich den Fluß eine oder zwei Meilen hinter mir gelassen hatte, ging ich etwas abseits von der Straße und rang das Wasser aus meinen durchnäßten Kleidern. Dies kostete einige Zeit, und sobald ich wieder reisefertig war, beeilte ich mich, um diese Nacht so weit als nur möglich zu kommen. Der Nebel erstreckte sich um einige Meilen weit vom Flusse und auf einer Anhöhe, die ich eine Stunde nach dem Ausringen meiner Kleider erreichte, waren die Sterne sichtbar. Hier entdeckte ich, daß die Straße fast direct ostwärts lief und mich wahrscheinlich nicht sobald zum Savannahfluß führen würde. Gleichwohl wanderte ich frisch drauflos, bis das Tageslicht vor mir erschien und mich mahnte, in den Wald zu gehen und einen Zufluchtsort für den Tag zu suchen.

Die Gegend, in der ich mich jetzt befand, schien hoch und trocken, ohne Sümpfe und Niederungen zu sein, wo ich ein Asyl finden könnte; ich beschloß daher, auf den Gipfel einer Höhe zu gehen, die sich zu meiner Rechten längs der Straße hinstreckte. Ich erreichte den höchsten Punkt dieses langgestreckten Hügels, bevor es hell genug war, um die Gegenstände deutlich unterscheiden zu können; bald entdeckte ich jedoch, daß die Höhe von einem Fichtendickicht bedeckt war und daß die Straße, die ich verlassen hatte, durch eine ganz nahe gelegene Pflanzung führte. Das Wohnhaus und die übrigen Gebäude der letztern kamen mir bekannt vor, doch konnt' ich mich nicht sogleich besinnen, wo oder wann ich sie gesehn haben möchte.

Ich ging zu einer offenen Stelle im Dickicht, wo ich die Pflanzung bequem überschauen konnte, und sobald die Sonne

aufgegangen war, überzeugte ich mich bald, daß ich den Wohnsitz jenes Herrn vor mir hatte, von dem mein Gebieter und ich so freundlich bewirthet worden waren, als wir mit dem Wagen die Reise nach Savannah gemacht hatten. Ich erinnerte mich jetzt, daß dieser Mann der Freund meines verstorbenen Herrn gewesen und daß er mir gesagt hatte, ich möchte bei ihm einsprechen, wenn ich diese Straße wieder bereiste. Ich wußte freilich auch, daß er ein Sklavenbesitzer und Pflanzer war und, wenn er mir seine Pflanzung zu besuchen gestattete, jedenfalls voraussetzte, daß meine Besuche stets nur die Besuche eines Sklaven und nicht die geheimen Zusprüche eines entlaufenen Negers sein würden.

Dieser Herr schien mir viel zu freundlich und wohlwollend, um mich festzuhalten und zu meiner grausamen Gebieterin zurückzuschicken; wie konnt' ich aber gleichwohl erwarten oder auch nur hoffen, daß ein Baumwollenpflanzer einen entlaufenen Sklaven auf seiner Pflanzung sehen würde, ohne ihn festnehmen und heimschicken zu lassen? Die Ergreifung eines flüchtigen Sklaven, wenn man ihn in seiner Gewalt hat, zu unterlassen, gilt für eines der unehrenhaftesten Vergehen, dessen sich ein Pflanzer im Süden schuldig machen kann. Auch darf man sich darüber nicht wundern. Sklaven gelten im Süden für die werthvollsten aller irdischen Besitzthümer, zugleich aber auch für ein unsicheres, leicht verlierbares Gut, dessen Genuß für den Besitzer keineswegs sicher ist. Man kann die Pflanzer den Bewohnern eines Grenzgebietes vergleichen, das den Einfällen feindlicher Stämme ausgesetzt ist. Wo Alle gleicher Gefahr blosgestellt und gleichen Besorgnissen unterworfen sind, läßt sich erwarten, daß auch Alle von gleicher Gesinnung beherrscht sein und nach gleichen Grundsätzen handeln werden.

Ich stand und betrachtete das Haus dieses guten Pflanzers länger als eine Stunde, nachdem die Sonne aufgegangen war, und sah all die Bewegungen, die auf einer Baumwollenpflanzung des Morgens stattzufinden pflegen. Lange vor Sonnenaufgang war der Aufseher an der Spitze der „Hände" ins Feld gegangen; die Negerinnen, die das Vieh zu besorgen und die Kühe zu melken hatten, waren mit ihren Eimern an ihr Geschäft gegangen und aus der Küchenesse stieg der Rauch empor, bevor sich die Thüren des großen Hauses geöffnet hatten oder eines der Familienglieder sichtbar geworden war. Endlich öffneten die jungen Damen die Thür und standen in der frischen Morgenluft. Bald gesellte sich ein Bruder zu ihnen, und endlich sah ich den Herrn selbst das Haus verlassen und nach dem Stalle gehen, der in einiger Entfernung vom Hause zu meiner Linken stand. Noch in dieser Stunde denk' ich, daß es ein thörichter Entschluß war, der mir Kühnheit genug gab, mich diesem Herrn zu zeigen. Ich warf mich gleichsam einem Löwen in den Weg, der, wie man weiß, bisweilen diejenigen verschont, die er vernichten könnte. Genug, ich beschloß hinabzugehen, mich diesem Pflanzer in seinem Stalle vorzustellen und ihm meine ganze Geschichte zu erzählen. Ich verließ den Wald, ging von den Hausbewohnern unbemerkt durch die Felder, begab mich direkt nach dem Stalle, und stellte mich dem Eigenthümer vor, der gerade ein schönes Pferd besichtigte. Anfangs kannte er mich nicht und fragte, wessen Diener ich wäre. Ich fragt' ihn hierauf, ob er sich meiner nicht erinnerte, und nannte die Zeit, wo ich in seinem Hause gewesen war. Darauf eröffnete ich ihm ohne Weiteres, daß mein Herr gestorben und meine Gebieterin sich so grausam zeigte, daß ich nicht bei ihr leben könnte. Ich unterließ auch nicht, die Narben auf meinem Rücken zu zeigen

und ausführlich zu schildern, wie ich dazu gekommen. Der Herr stand, mich betrachtend, länger als eine Minute, ohne ein Wort zu sprechen; dann sagte er: „Charles, ich will Dich nicht verrathen, aber Du darfst Dich hier nicht aufhalten. Niemand darf wissen, daß Du auf dieser Pflanzung gewesen und daß ich mit Dir gesprochen habe. Doch Du bist wahrscheinlich hungrig; Du kannst in die Küche gehen und mit meinen Hausdienern frühstücken."

Darauf ging er nach dem Hause und ich folgte, wendete mich aber, wie mir geheißen, nach der Küche, wo ich bald ein gutes Frühstück vor mir hatte, bestehend aus kaltem Fleisch, warmem Brod und so viel Buttermilch, als ich zu trinken Lust hatte. Bevor ich mich zum Frühstück setzte, kam die Dame des Hauses mit ihren beiden Töchtern in die Küche und gab mir ein Glas Persiko. Ich trank diesen Branntwein und bezeigte mich sehr dankbar dafür; ich bin aber jetzt fest überzeugt, daß er mir mehr schädlich als nützlich war und daß dieser Theil des gütigen Benehmens jener vortrefflichen Familie durchaus übel angebracht war.

Während ich frühstückte, kam ein Neger in die Küche und gab mir einen Dollar, den mir, wie er sagte, sein Herr schickte; zugleich legte er vor mich auf den Tisch ein in ein Tuch gewickeltes Pack Brod und Fleisch, das mindestens zehn Pfund schwer war. Indem er diese Gegenstände übergab, sagte mir der Neger, daß sein Herr wünschte, ich möchte die Pflanzung gleich nach meinem Frühstück verlassen.

Dieser Weisung gehorchte ich, und ein Stündchen, nachdem ich dieses wahrhaft gastfreie Haus betreten, verließ ich es auf immer, während ich auf den Häuptern seiner Bewohner meine innigsten Segenswünsche zurückließ. Es war noch

frühe Morgenzeit, als ich den Wald auf der entgegengesetzten Seite der Pflanzung wieder erreichte.

Siebentes Kapitel.

Ich konnt' es nicht für möglich halten, daß die weißen Leute, die ich so eben verlassen, die Straße angeben würden, die ich gewählt hatte; da es aber trotzdem möglich blieb, daß nicht Alle, die auf der Pflanzung wohnten, so reinen Herzens waren, wie die Besitzer, hielt ich es für klug, eine Strecke im Walde zu wandern, bevor ich für den Tag Halt machte, so gefährlich es auch sein mochte, beim Tageslichte umher zu gehen. Um die Möglichkeit, verrathen zu werden, ganz auszuschließen, beschloß ich jetzt, diese Straße zu verlassen und zwei bis drei Nächte nur durch Wälder und offene Felder zu reisen, während mir die Sterne als Führer dienen sollten. Ich wandte mich daher linksab von der Landstraße und wanderte fünf bis sechs Meilen, bevor ich Halt machte, indem ich alle Felder, denen ich begegnete, umging und mich möglichst fern von ihnen hielt.

Am Nachmittag regnete es, und ich hatte dagegen keinen andern Schutz, als Zweige und Laub einer großen Magnolia; diese hielt mich indeß vollkommen trocken, und da sich am Abend der Himmel aufhellte, konnt' ich meine Reise bei Ster-

nenlicht fortsetzen. Ich weiß nicht genau anzugeben, wie weit ich im Laufe dieser und der beiden folgenden Nächte gegangen sein mag, da mir keine Straße zum Maßstab diente und mich überdies die Pflanzungen und Häuser, denen ich sorgsam auswich, irre machten; in der dritten Nacht aber begegnete ich einer Gefahr, die mir fast verderblich geworden wäre.

Der Mond schien um diese Zeit bis ungefähr elf Uhr. Ich war an dem betreffenden Abende zwei bis drei Stunden unterwegs gewesen und Alles schien ruhig zu sein, als ich eine Pflanzung betrat, die mir gerade im Wege lag. Während ich durch diese Felder ging, sah ich endlich die Wohnhäuser und andere Gebäude und etwa hundert Schritt davon entfernt einen Pfirsichengarten, den ich beim schwachen Lichte des Mondes unterscheiden konnte. Dieser Obstgarten lag nur wenig abseits von meinem Wege und schien mir höchstens ein halb Viertelstündchen vom Walde entfernt zu sein. Ich entschloß mich, diese Bäume zu untersuchen und nach ihren Früchten zu sehn. Ich fand, daß sie von jener Art waren, die man in Georgien indianische Pfirsichen nennt.

Diese indianischen Pfirsichen sind die größten und schönsten, die ich je gesehn habe, denn sie sind oft so groß wie eine gewöhnliche Quitte. Ich hatte alle Taschen gefüllt und füllte soeben auch mein Taschentuch mit dieser köstlichen dunkelrothen Frucht, als ich vom Hause her, dessen Dach ich sehen konnte, das laute Knurren eines Hundes hörte. Ich stand so still wie ein Stein, aber der Hund knurrte immerfort und begann endlich zu bellen. Er witterte mich wahrscheinlich, denn hören konnte er mich nicht. Nach einigen Augenblicken merkt' ich, daß sich der Hund mir näherte, nun brach ich auf und rannte, so schnell ich vermochte, dem Walde zu. Er bellte jetzt desto

lauter; ein anderer Hund gesellte sich zu ihm und sie machten einen entsetzlichen Lärm. Ich war damals sehr leicht zu Fuße und hatte den Wald beinahe schon erreicht, als mich der erste Hund einholte. Ich trug einen tüchtigen Stock in der Hand und damit hielt ich mir die Hunde vom Leibe, bis ich die Einfriedigung erreichte und in den Wald entkam; jetzt hört' ich jedoch das Geschrei von Leuten, welche die Hunde aufmunterten; die letztern waren dicht bei mir, und die Leute liefen ebenfalls so schnell sie konnten herzu. Die Hunde wollten mich nicht laufen lassen, und wenn ich nicht freien Gebrauch von meinen Fersen machen konnte, mußt' ich sicherlich in wenig Minuten gefangen sein. Ich erinnerte mich nun an meinen Degen, den ich seit dem Antritte meiner Reise noch nicht aus seiner in den Rock genähten Scheide gezogen hatte. Ich riß ihn hastig heraus und versetzte dem größten und bösesten der Hunde einen Hieb, womit ich ihm eine gewaltige Wunde vom Halse bis zur Nase beibrachte. Der Hund stieß einen gellenden Schrei aus und fiel todt zu Boden. Als der andre das Schicksal seines Gefährten sah, sprang er über die Einfriedigung ins Feld zurück, wo er stehn blieb und, wie es feige Hunde zu thun pflegen, ein lautes Gebell gegen den Feind anstimmte, dem er sich entgegenzustellen fürchtete. Ich hielt es nicht für rathsam, abzuwarten, was die Leute sagen würden, wenn sie zu ihrem todten Hunde kämen, sondern eilte aus Leibeskräften durch den Wald und blieb länger als eine Stunde kein einziges Mal stehen, um mich umzusehn. In meiner Schlacht mit den Hunden hatt' ich all meine Pfirschen bis auf wenige, die in den Taschen blieben, verloren. Auch zerfetzte ich während des Laufes durch den Wald meine Kleider auf beklagenswerthe Weise, und das war ein Mißgeschick, das sich in meiner Lage nicht leicht gut machen ließ.

Es war rathsam, so schnell als möglich zu reisen und mich vor Tagesanbruch so weit, als ich nur konnte, vom Schlachtfelde zu entfernen. Auch verlor ich sicherlich keine Zeit; die Vorfälle des nächsten Tages haben mich indeß auf die Vermuthung gebracht, daß ich nicht die ganze Nacht in gerader Linie gewandert war, sondern in einem Bogen oder im Zickzack gereist sein mußte. Wenn man sich in großer Unruhe und in einer unbekannten Gegend befindet, vermag man Richtungen und Entfernungen nicht sehr genau zu bestimmen.

Das Tageslicht erschien, während ich in südlicher Richtung ging, denn ich bemerkte die Morgenhelle zu meiner Linken; ich hemmte jedoch meinen Lauf sogleich, ging in ein Dickicht niedriger Weißeichenbüsche, legte mich, weil ich sehr müde war, zur Ruhe nieder und schlief bald ein. Erst um zehn oder elf Uhr erwachte ich wieder. Vorher hatte ich, wie ich es mir zur Regel gemacht, von dem Orte aus, wo ich mich niederlegte, die Richtung der aufgehenden Sonne beobachtet, denn dies setzte mich in Stand, jederzeit ermitteln zu können, welche Zeit es wäre, indem ich von der Stelle, wo ich lag, den Stand der Sonne am Himmel mit dem Punkte verglich, an welchem sie aufgegangen war.

Beim Erwachen fühlte ich mich hungrig und nach Beendigung meines Frühstücks legte ich mich wieder hin, empfand jedoch eine ungewöhnliche Unruhe und Bangigkeit. Es war mir, als befänd ich mich an keinem sichern Ruheplatze, obwohl er so gut geeignet schien, als jede andre Stelle, die ich um mich her sah. Ich stand auf und sah mich nach einem sicherern Orte um; ich entdeckte indeß keinen und legte mich abermals nieder; ich blieb aber unruhig und konnte nicht stillliegen. Endlich entschloß ich mich, aufzustehen und neben einen starken

und langen schwarzen Baumstamm zu legen, der siebzig oder achtzig Schritt vor mir am Boden lag. Ich ging zu dem Stamme, ließ mich dicht daneben nieder und legte mir mein Bündel unter den Kopf, um womöglich wieder einzuschlafen. Ich war jedoch nicht länger als eine Viertelstunde hier gewesen, als ich das Geräusch menschlicher Stimmen und bald nachher Pferdegetrappel auf dem Boden hörte. Ich lag mit dem Rücken dem Stamme zugekehrt und konnte die Stelle im Gebüsch sehen, wo ich vorher geruht hatte. Ich sah zwei Hunde in jenes kleine Dickicht gehen und drei Reiter über die nämliche Stelle reiten, wo ich am Morgen geschlafen hatte. Im nächsten Augenblicke waren Pferde und Stimmen hinter mir, rings um mich her und über mir. Zwei Pferde setzten über den Stamm, an dessen Seite ich lag, eines zehn Fuß von meinen Füßen, das andre zwei Schritt von meinem Kopfe. Beide Pferde sahen mich, scheueten und stürzten vorwärts; aber die Reiter, die mich vermuthlich auf den Bäumen suchten oder erwarteten, mich aus einem Gebüsch stürzen und davon laufen zu sehen, bemerkten mich glücklicherweise nicht und schrieben die Unruhe ihrer Pferde der Furcht vor dem schwarzen Baumstamme zu, denn ich hörte den Einen sagen: „Unsre Pferde scheuen sich vor schwarzen Stämmen; ich bin neugierig, wie sie sich beim Anblicke des Negers benehmen werden, wenn wir ihn finden.“

Die ganze Schaar mußte mindestens zwanzig Reiter stark sein und der Hunde waren so viel, daß ich sie nicht zählen konnte, während sie durch den Wald liefen. Ich wußte, daß alle diese Leute und Hunde nach mir suchten und mich wie eine wilde Bestie hetzen würden, wenn sie mich auftreiben konnten. Die Hunde, die ich ins Dickicht gehen sah, waren zum Glück noch nicht dressirt, Neger im Walde zu jagen; wäre einer der dressirten Hunde, deren gewiß einige in der

Nähe waren, auf meine frühere Schlafstelle gekommen, dann wär' ich ohne Zweifel bald geliefert gewesen.

Ich blieb noch lange still neben dem Stamme liegen, als Pferde, Hunde und Menschen aufgehört hatten, den Wald mit ihrem Geräusch zu erfüllen — wofern man nämlich sagen kann, daß ein Mensch still liegt, der an allen Gliedern durch und durch zittert, wie ein Hund, der auf einer Eisscholle liegt. Als ich aufstand und mich umsah, fand ich mich der klaren Besinnung so vollständig beraubt, daß ich weder Süden von Norden, noch Osten von Westen unterscheiden konnte. Ich vermochte nicht einmal das Gebüsch, aus dem ich mich entfernt hatte, von andern Gebüschen zu unterscheiden. Ich blieb den ganzen Tag an diesem Orte und am Abend kam es mir vor, als ginge die Sonne im Südosten unter. Nach Sonnenuntergang glaubte ich den Mond im Norden stehen zu sehn und alle Sterne waren aus ihrer Stelle verschoben. Zum Glück hatte ich noch Verstand genug übrig, um zu fühlen, daß ich meine Reise nicht mit Sicherheit antreten könnte, so lange mein Gehirn noch nicht wieder in die gewohnte Ordnung gekommen wäre; letzteres geschah erst am dritten Morgen, nachdem mich der Schrecken und die Furcht des Verstandes fast ganz beraubt hatte. Die drei Tage, die ich an diesem Orte zubrachte, rechne ich unter die unglücklichsten meines Lebens, denn es ist sicherlich der Gipfel menschlichen Elends, wenn man des gesunden Verstandes beraubt und sich gleichwohl dieses unglücklichen Zustandes bewußt ist.

Trotz meiner Verwirrung hatte ich doch den Entschluß festgehalten, nie diesen Wald zu verlassen und freiwillig in die Sklaverei zurückzukehren. Als ich nun am dritten Morgen die Sonne an ihrer gehörigen Stelle aufgehen und den schwarzen Stamm, das Dickicht und alles Andre wieder an

dem Orte und in der Lage sah, wie ich es zuerst gefunden, empfand ich eine Freude, die sich nur Derjenige vorstellen kann, der sich aus anscheinend hoffnungslosem Schiffbruche auf einem Felsen mitten im Ocean gerettet sieht; höchstens eine poetische Feder vermöchte diese Freude zu schildern.

Ich verwendete diesen Tag zu kurzen Excursionen durch den Wald, um zu erforschen, ob eine Straße in der Nähe wäre oder nicht; Nachmittags entdeckte ich eine solche ungefähr eine Meile von meinem Lager, die breit war und viel bereist zu sein schien. Dem Anscheine nach führte sie nach Norden.

Einige Zeit vor Sonnenuntergang trug ich mein Bündel nach dieser Straße und legte mich ruhig nieder, um die Nacht zu erwarten. Als diese gekommen war, die indeß ein glänzender Mondschein erhellte, betrat ich die Straße und wanderte die ganze Nacht, ohne einer Person zu begegnen. In der folgenden Nacht, um zwei Uhr Morgens, erreichte ich das Ufer eines Flusses, der so breit war, daß ich nicht hinübersehen konnte; allerdings erfüllte die Luft ein so dichter Nebel, daß ich auch über einen Fluß von sehr mäßiger Breite nicht hätte sehen können. Ich suchte mir eine lange Stange und sondirte das Wasser, das ich nicht sehr tief fand; doch fürchtete ich mich, den Strom zu durchwaten, da ich das entgegengesetzte Ufer nicht erreichen konnte.

In diesem Dilemma kehrte ich dem Wasser den Rücken und ging über eine Meile, um den Schutz eines kleinen Gehölzes zu gewinnen, wo ich den Tag in Sicherheit zuzubringen und zugleich einen günstigen Augenblick abwarten zu können hoffte, um den Fluß genauer zu betrachten, bevor ich hindurchginge. Ich hatte den ganzen Tag die Landstraße im Auge und sah mindestens hundert Leute vorüberkommen; ich schloß daraus, daß die Umgegend volkreich sein müßte.

Am Abend, sobald es dunkel geworden war, verließ ich meinen Zufluchtsort und kehrte zum Flusse zurück. Die Atmosphäre war jetzt rein und der Fluß schien mindestens eine halbe Viertelstunde breit zu sein. Während ich mich entkleidete, um in's Wasser zu gehen, und zufällig am Ufer hinabblickte, sah ich einen Kahn, der mit seiner Spitze hoch aufs Gestade gezogen war Ich ging hinzu und fand, daß der Kahn mit Schloß und Kette an einen Baumstamm befestigt war. Mit vieler Mühe gelang es mir, das Schloß aufzubrechen und den Kahn aufs Wasser zu schieben. Ruder waren nicht vorhanden, aber mit Hilfe meiner Sondirstange brachte ich den Kahn glücklich über das Wasser.

Ich war nunmehr wieder in Südcarolina, wo es nothwendig war, noch weit behutsamer als in Georgia zu sein. Ich weiß nicht, wo ich über den Savannah setzte, denke jedoch, es muß nur wenige Meilen oberhalb der Stadt Augusta gewesen sein.

Nachdem ich das Ufer Carolina's erreicht hatte, beobachtete ich den aufgehenden Mond und die mir bekannten Sterne, und eilte vom Flusse hinweg zu kommen, dem in dieser Jahreszeit allnächtlich starke Nebel entsteigen, die auf beiden Ufern meilenweit den Himmel verdunkeln. Ich wanderte diese Nacht wenigstens zwanzig Meilen und versorgte mich aus einem Felde zur Seite der Straße mit Mais, der jetzt hart war. Bei Tagesanbruch ging ich in den Wald und begab mich auf den Gipfel eines Hügels zu meiner Linken, der mit Fichtengehölz bedeckt war. Hier zündete ich ein Feuer an und röstete mir Mais zum Frühstück.

Am Nachmittag umwölkte sich der Himmel und vor Dunkelwerden begann es stark zu regnen. Auch die Nacht hindurch regnete es bei starkem Winde. Ich suchte Schutz

unter einem schiefstehenden starken Baume, dessen Stamm an der untern Seite hohl war und mich bis zum Morgen trocken erhielt. Als es hell wurde, bemerkte ich, daß das Land ringsum bewohnt war und daß den Wald, in welchem ich lag, auf allen Seiten Pflanzungen umgaben, die nicht weiter als eine oder zwei Meilen von mir entfernt waren. Meine Position dünkte mich nicht sehr sicher, und ungeduldig erwartete ich die Nacht, um mein Quartier wechseln zu können. Das Wetter war den ganzen Tag schlecht und als die Nacht wiederkehrte, war es so finster, daß ich einen großen Baum nicht drei Fuß vor mir sehen konnte. Ich wartete bis zum Aufgange des Mondes, begab mich dann wieder nach der Straße, war aber höchstens zwei bis drei Meilen gegangen, als ich zu einer Stelle kam, wo sich die Straße spaltete; die beiden Straßen liefen fast in einem rechten Winkel auseinander. Der Himmel war so dicht bewölkt, daß ich den Stand des Mondes nicht wahrnehmen konnte und zweifelhaft blieb, welche Straße ich zu wählen hätte. Fehlgehen war schlimmer als still stehen, und ich beschloß daher, mich nach einem Orte umzusehen, wo ich versteckt bleiben könnte, bis sich das Wetter wieder aufklären würde. Ich wählte die Straße zur Rechten und folgte ihr, bis ich, wie mirs in der Nacht vorkam, etwa zwei Meilen vor mir einen großen hochgelegenen Wald erblickte. Ich erreichte ihn, indem ich den nächsten Weg quer durch einige Baumwollenfelder einschlug. Ich ging einige hundert Schritt weit in diesem Walde und versuchte dann ein Feuer anzumachen, was nicht gelang, weil Alles Brennmaterial naß war. Dies zwang mich, die Nacht, so gut es gehen wollte, unter den feuchten Büschen und Bäumen zuzubringen. Als der Tag kam, ging ich tiefer in den Wald und schlug auf der höchstgelegenen Stelle, die ich entdecken konnte, mein Lager

auf, indem ich Zweige mit meinem Messer abschnitt und eine Art roher Hütte baute.

Meiner Berechnung nach war jetzt ungefähr der fünf und zwanzigste August, und ich blieb hier elf Tage, ohne eine einzige helle Nacht zu sehen; während dieser ganzen Zeit schien die Sonne nie einen halben Tag lang unausgesetzt. Ich beköstigte mich, so lang' ich hier war, aus einem Maisfelde, das ich anderthalb Meile von meinem Lager entdeckte. Es war dies das erste Mal, daß mich das Wetter festhielt, und meine Geduld erschöpfte und erneuerte sich verschiedene Mal, bevor wieder gutes Wetter eintrat; eines Nachmittags bemerkte ich aber, daß der Wind die Bäume stark bewegte und daß die hochziehenden Wolken sehr schnell über mir vorübergetrieben wurden. Im Nordwesten sah ich den blauen Himmel in all seiner Schönheit erscheinen.

Vor Sonnenuntergang wehte der Wind stärker, die Sonne schien in vollem Glanze und einige leichte Wölkchen, die hoch am Himmelsgewölbe hinzogen, gaben Bürgschaft, daß der Regen vorüber wäre.

Mit Einbruch der Nacht kehrte ich zu der Stelle zurück, wo sich die Straßen theilten, und nach langer Erwägung entschloß ich mich, der rechtshin führenden zu folgen, womit ich allerdings einen großen Fehler beging. Mehrere Tage begegnete mir nichts Bemerkenswerthes. Da ich mich jetzt in dichtbevölkerten Gegenden befand, setzte ich mich stets erst lange nach Einbruch der Nacht in Bewegung und vermied es sorgfältig, mich vom Tageslicht auf der Straße überraschen zu lassen; doch bemerkte ich, daß mir der Polarstern stets zur Linken blieb. Meine Absicht war, die Gegend von Columbia zu erreichen und auf die Straße zu gelangen, auf der ich

vor Jahren gereist war, als ich nach dem Süden kam; aber die Straße, der ich jetzt folgte, muß wohl die große Straße von Charleston gewesen sein, die nicht quer über die Flüsse, sondern landabwärts führt. Es bereisten diese Straße sowohl bei Nacht als bei Tage so viel Leute, daß ich nur langsam vorwärts kam und in einigen Nächten wanderte ich nicht weiter als acht Meilen. Nachdem ich dieser Straße eine Woche lang gefolgt war, sah ich mich in einer flachen, sandigen und dürftigen Gegend und da ich während der ganzen Zeit zu keinem Flusse gekommen war, schloß ich, daß ich mich auf dem Wege nach der Seeküste anstatt nach Columbia befände, In meiner Verlegenheit beschloß ich, mich an eine dunkle Stelle zur Seite der Straße zu begeben, auf die Gespräche der Vorüberreisenden zu lauschen und auf diese Weise womöglich eine Auskunft über das Land zu erlangen, in welchem ich jetzt war. Zu diesem Zwecke erkor ich die Ecke eines Baumwollenfelds, um die sich die Straße wendete, die eine Strecke weit längs der Einfriedigung hinführte. Den Tag brachte ich im Fichtenwalde zu und Abends ging ich nach dieser Ecke, legte mich im Felde nieder und erwartete geduldig das Vorüberkommen Reisender. Am ersten und zweiten Abend hörte ich von den Vorbeigehenden nichts, was mir hätte nützlich sein können; in der dritten Nacht aber, ungefähr um zehn Uhr, kamen mehrere von Maulthieren gezogene Wagen vorüber, und einer der Fuhrleute rief einem andern zu, daß man sechzig Meilen nach Charleston hätte und daß sie morgen den Fluß würden erreichen können. Ich konnte mir Anfangs nicht erklären, was für einen Fluß sie meinten; aber ein anderer von den Fuhrleuten fragte, wie weit man bis zum Edisto hätte, und erhielt zur Antwort, daß dieser Fluß fast dreißig Meilen entfernt wäre. Nun sah ich ein, daß ich

eine falsche Richtung eingeschlagen hatte und so verirrt war, wie eine Wildgans in trübem Wetter.

Da ich nichts Besseres anzufangen wußte, ging ich mehrere Nächte auf dieser Straße wieder zurück, die mich hierher geführt hatte, indem ich hoffte, daß ich eine Gelegenheit finden würde, die Straße nach Columbia ausfindig zu machen; ich erhielt jedoch durchaus keine ersprießliche Auskunft. Endlich beschloß ich, diese Straße ganz zu verlassen, zwei bis drei Wochen nur nach dem Polarstern zu reisen und zu hoffen, daß mich alsdann die Vorsehung nach einer Straße führen würde, auf der ich Maryland erreichen könnte. Während der ersten Nacht verfolgte ich meinen Weg nordwärts ganz nach Wunsch; in der zweiten war aber der Nebel so dicht, daß man keinen Stern sehen konnte. Dies nöthigte mich, in meinem Lager zu bleiben, das ich in einem Sumpfe aufgeschlagen hatte. An diesem Orte blieb ich über eine Woche, während ich auf helle Nächte wartete; es traten jedoch jetzt die Aequinoctialstürme ein und tobten mit einer Wuth, derengleichen ich nie beobachtet hatte; zum Wenigsten sind mir die Aequinoctialstürme nie so heftig vorgekommen, was vielleicht nur auf dem Umstande beruht, daß ich bis dahin ihrem Wüthen noch nie ohne den Schutz eines Obdachs ausgesetzt gewesen war. Dieser Sturm währte vier Tage, und nie schmiegte sich ein Wolf dichter in sein Lager oder wagte sich mit einer behutsamern Scheu heraus, als ich während dieser Zeit. Mit Nahrung versorgte mich ein kleines Maisfeld am Rande des Sumpfes, in dem ich lagerte.

Als der Sturm vorüber war, ward das Wetter ruhig und heiter, und ich schlug eine Straße ein, die fast nordwestlich zu führen schien. Ich folgte dieser Straße in kurzen Märschen, weil ich spät in der Nacht aufbrechen und vor Tage

Halt machen mußte, und so erreichte ich am ersten Tage oder vielmehr in der ersten Nacht des Oktobers (nach meinem Kalender) eine breite und viel bereiste Straße, welche die meinige fast rechtwinkelig durchschnitt. Beide Straßen kreuzten sich mitten in einer Pflanzung, und ich wendete mich zur Rechten auf dieser großen Straße, der ich nun eben so vorsichtig und langsam folgte, wie ich bereits seit einem Monate gereist war.

Wenn der Tag nahte, suchte ich wie gewöhnlich Zuflucht im Walde, und wählte stets den höchsten Punkt, den ich in der Nähe finden konnte. Vorzüglich hochgelegene Gegenden hatte das Land hier nicht, ich glaubte aber, die Leute, die diese Wälder besuchten, würden lieber den Weg durch die Niederungen einschlagen, als die Anhöhen ersteigen.

Ich war in letzter Zeit über viele kleine Flüsse gekommen; in der zweiten Nacht meiner Wanderung auf dieser Straße gelangte ich jedoch zu einem, zwar schmalen, aber tiefen Flusse und entdeckte trotz der sorgfältigsten Umschau am diesseitigen Ufer weder ein Boot noch ein ähnliches Hilfsmittel. Am andern Ufer lag eine große Fähre nebst einigen Kähnen, aber sie waren für mich so unerreichbar, als wären sie niemals gezimmert worden. Es blieb mir nichts übrig, als hinüber zu schwimmen, und dies Manöver bewerkstelligte ich in weniger als drei Minuten, indem ich mein Gepäck auf dem Rücken trug.

Bisher hatte mich mein Weg noch nicht auf ansehnliche Ortschaften geführt; und so oft ich ein Haus an der Straße oder eines der kleinen Dörfer des Südens unterwegs gesehen hatte, hatte ich stets einen Umweg durch den Wald oder die Felder gemacht, um den Bewohnern auszuweichen; in der vierten Nacht, nachdem ich den kleinen Fluß durchschwommen,

ward ich jedoch eines großen Dorfes ansichtig, worin ich aus vielen Fenstern Licht schimmern sah. Ich wußte, wie gefährlich es war, einen solchen Ort zu passiren, weil alle Städte und Dörfer des Südens ihre Patrouillen haben; ich machte daher einen großen Umweg zur Rechten, um diesem Dorfe ganz aus dem Wege zu gehen, und kam zum Ufer eines breiten Flusses, der, wie ich bei genauerer Untersuchung fand, nahe am Dorfe vorüberströmte. Dieser Umstand zwang mich, umzukehren, um das Dorf womöglich auf der Linken zu umgehen, was ich nach langem Wandern in Sumpf und Fichtenwald auch bewerkstelligte.

Der Tag brach an, als ich die Straße jenseit des Dorfes wieder erreichte; ich kehrte deshalb in den Sumpfwald zurück, den ich so eben verlassen, und brachte den Tag unter seinem Schutze zu. In der folgenden Nacht ging ich auf der Straße weiter und sah mich in einer Gegend, die fast ganz von Wald entblößt, aber reich an Baumwollen- und Maisfeldern war.

Häuser gab es in Menge und das Hundegebell wollte gar nicht aufhören. Ich fühlte, daß ich von Gefahr umringt war und eine Gegend betreten hatte, die sich stark von den Landstrichen unterschied, die ich in letzter Zeit durchwandert hatte, wo die düstere Einöde nur durch einzelne Pflanzungen oder einsame Hütten unterbrochen ward. Ich zweifelte nicht, daß ich mich in der Nähe einer Stadt befände, aber ihr Name und der Landestheil, in dem sie lag, war mir unbekannt. Endlich bemerkte ich, daß ich mich gänzlich von den Wäldern entfernte und eine offene Gegend betrat, in deren Mitte ich jetzt eine Stadt von ansehnlicher Größe wahrnahm, deren Bewohner sich ganz still verhielten, während die Stadt selbst das Bild völliger Verödung darbot. Das Land ringsum war so

offen, daß ich daran verzweifelte, einen so bedeutenden Ort umgehen und meine Straße wiederfinden zu können; ich entschloß mich daher, es einmal auf jede Gefahr hin zu wagen und unterm Schutze der Dunkelheit den Durchgang durch diese Stadt zu wagen.

Während ich in gerader Richtung vorwärts ging, kam ich plötzlich zu einem breiten Flusse, der zwischen mir und der Stadt vorüberströmte. Es schien mir unzweifelhaft, daß sich bei diesem Orte eine Fähre befinden müßte, und als ich das Ufer untersuchte, fand ich verschiedene kleine Boote, die nur mit Stricken angebunden waren. Ich bemächtigte mich eines dieser Boote und war bald am andern Ufer des Flusses. Ich betrat die Stadt und schritt bis zu ihrem Mittelpunkte vorwärts, ohne auch nur eine Maus auf der Landstraße zu bemerken. Als ich mich jetzt auf einem freien Platze sah, blieb ich stehen, um die Straßen zu mustern, und während ich die Häuser um mich her ansah, erkannte ich auf den ersten Blick das Gefängniß Columbia's und das Gasthaus, worin ich übernachtet hatte, nachdem ich verkauft worden war.

In Folge dieser Entdeckung fühlte ich mich beinahe wie zu Hause bei Weib und Kindern. Ich erinnerte mich der Straßen, durch die ich vom Lande herein nach dem Gefängnisse gekommen war, und befand mich nun schnell am andern Ende der Stadt, nach dem Wohnsitze des armseligen Pflanzers hinmarschirend, in dessen Hause ich mich auf der Reise nach dem Süden aufgehalten hatte. Es war spät in der Nacht, als ich Columbia verließ, und ich mußte mich sehr beeilen, um vor Tage noch möglichst weit von diesem Orte hinweg zu kommen. Ich lief oder rannte vielmehr, bis sich die Morgendämmerung zeigte; dann verließ ich die Straße und suchte

ein Versteck im Fichtenwalde, woran in dieser Gegend kein Mangel ist.

Ich war jetzt fast zwei Monate auf der Reise gewesen und befand mich meinem Ausgangspunkte noch so nahe, daß ich bei Tageslicht leicht in einer Woche hätte dahin gehen können; ich sah mich aber nunmehr auf einer Straße, die mir bekannt, und in einem Lande, durch das ich früher bereits gereist war, und hoffte daher, daß ich fortan schneller vorwärts kommen und im Stande sein würde, ohne Schwierigkeit viele der Hindernisse zu überwinden, die mich bisher so außerordentlich gehemmt hatten.

Ich war jetzt im Stande, mir die früher erworbene Kenntniß von den in Südcarolina herrschenden Gebräuchen zu Nutz zu machen. Die Patrouillen sind sehr streng in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten, doch habe ich diesen Beamten gegenüber nirgends große Schwierigkeit gefunden. Vom Einbruche der Dunkelheit bis zehn oder elf Uhr Nachts sind die Patrouillen sehr wachsam und durchstreifen das Land fleißig der Neger wegen; gegen Mitternacht aber beginnen diese Herren zu frieren oder müde und schläfrig zu werden und begeben sich in der Regel in irgend ein Haus, wo sie sich ein behagliches Feuer verschaffen können.

Ich hatte mir es jetzt zur Regel gemacht, stets bis nach zehn Uhr in meinem Versteck zu bleiben. In der heutigen Nacht betrat ich die Straße nicht eher, als ungefähr eine Stunde vor Mitternacht, und es war gut für mich, daß ich so viel Vorsicht beobachtete, denn als ich zwei- bis dreihundert Schritte gegangen war, hörte ich Leute sprechen. Nachdem ich einige Minuten im Walde gestanden und auf die Stimmen auf der Straße gelauscht hatte, gingen die Leute auseinander und sprengten auf ihren Pferden in entgegengesetzter Richtung

hinweg. Diese Personen bildeten sicherlich eine Patrouille, die diese Straße überwachte, und waren so eben auseinander gegangen, um sich nach Hause zu begeben. Sobald nichts mehr von den Reitern zu hören war, ging ich wieder auf die Straße und marschirte mehrere Stunden so schnell ich konnte, bis ich das Haus erreichte, worin ich mich nach meiner Ankunft in Carolina früher einige Tage aufgehalten hatte. Ich ging, von der Straße ablenkend, durch diese Pflanzung, wo ich fast Alles noch im alten Zustande fand und auch das verfallene Baumwollenhaus wiedersah, worin ich einst gewohnt hatte. Zwei bis drei Meilen von diesem Orte verließ ich die Straße wieder und suchte mir ein Versteck. Seit dieser Zeit und bis ich Maryland erreichte, blieb ich niemals bis zum Tageslicht auf der Straße, ein einziges Mal ausgenommen, und in diesem Falle hatte ich meine Unbedachtsamkeit theuer zu bezahlen.

Ich beschränkte meine Wanderzeit möglichst auf die Stunden zwischen Mitternacht und drei Uhr Morgens. Fast jeden Morgen vor Tagesanbruch hörte ich Patrouillen. Diese Leute marschirten bisweilen auf der Straße hin, lagen aber auch häufig zur Seite der Straße auf der Lauer, um sofort auf jeden flüchtigen Sklaven loszustürzen, der etwa vorüberkommen mochte. Meine frühere Erfahrung hatte mich jedoch gelehrt, daß sie nie die ganze Nacht auf den Beinen waren, außer in Zeiten der Gefahr; da das Land jedoch gegenwärtig ganz ruhig und friedlich erschien, fürchtete ich nicht, während meiner Reisestunden mit diesen Polizeibeamten zusammenzutreffen.

Mais gab es jetzt vollauf in den Feldern und die Kartoffeln waren noch nicht ausgegraben. Es fehlte mir nicht an Lebensmitteln und übrigens erfreute ich mich einer guten

Gesundheit und voller Kraft. Länger als vierzehn Tage folgte ich der Straße, die mich von Columbia geführt hatte, und glaubte, auf diesem Wege nach Camden zu gelangen. Ich hatte unterwegs viele kleine Gewässer zu überschreiten, doch keines war bedeutend genug, daß ich zum Schwimmen meine Zuflucht hätte nehmen müssen.

Achtes Kapitel.

In einer dunkeln Nacht, es war nach meiner Berechnung am vierundzwanzigsten October, kam ich an einen Fluß, der nicht weniger tief als breit zu sein schien. Ich untersuchte seine Tiefe mit einer Stange und überzeugte mich, daß er zu tief war, um hindurchzugehen. Am Ufer vermochte ich nirgends ein Boot zu entdecken. Mir kam dieser Ort ganz fremd vor, und ich fürchtete, mich wieder verirrt zu haben. Ich fühlte mich überzeugt, daß ich noch nie an dieser Stelle gewesen, und da ich das jenseitige Ufer durchaus nicht kannte, hielt ich es fürs Beste, den Uebergang nicht eher zu versuchen, als bis ich bessere Kenntniß von der Gegend erlangt haben würde, durch die dieser Fluß strömte. Ein dichtes Gehölz, das die Straße zu meiner Linken begrenzte, gewährte mir Schutz bis Tagesanbruch. Als ich bei Sonnenaufgang einen Baum erstieg, von wo ich den Fluß übersehen konnte, der

über eine Meile breit zu sein schien, erblickte ich am jenseitigen Ufer ein Haus und ein großes, sowie mehrere kleine Boote auf dem Flusse. Ich blieb den größten Theil des Tages auf diesem Baume und sah verschiedene Personen, deren einige Pferde hatten, über den Fluß setzen; am Abend führte man aber sämmtliche Boote nach der Stelle zurück, wo ich sie am Morgen gesehen hatte. Der Fluß war so breit, daß ich besorgte, ihn nicht durchschwimmen zu können; da ich jedoch keine Aussicht hatte, mich eines Bootes bedienen zu können, entschloß ich mich, nach Dunkelwerden den Uebergang zu versuchen. Nachdem ich meine Sachen in der bestmöglichen Weise geordnet hatte, wagte ich um neun Uhr Abends die gefährliche Partie und in Zeit einer Stunde gelang es mir, mit allen meinen Effekten das jenseitige Ufer wohlbehalten zu erreichen. Tags vorher hatte ich genau nachgesehen, in welcher Richtung sich die Straße vom Flusse entfernte, und um Mitternacht trat ich meine Wanderung wieder an. Ich befand mich jedoch in einer an Verzweiflung grenzenden Verlegenheit, denn es war jetzt offenbar, daß dies nicht die Straße war, auf der ich einst nach dem Süden gekommen, und ich wußte nicht, nach welcher Seite ich mich zu wenden hätte, um den rechten Weg zu erreichen.

Nachdem ich fünf bis sechs Meilen auf dieser Straße gewandert war und dabei den Polarstern stets im Auge gehabt hatte, ward ich überzeugt, daß ich mich nach Nordwesten und also in falscher Richtung bewegte; meine üble Stimmung wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß ich keine animalische Nahrung genossen hatte, seit ich über den Savannah gekommen war; unausgesetzt belästigte mich das Gefühl des Hungers. Aber das Schicksal, das mir so lange feindselig begegnet und mich so oft irre geführt, hatte mir jetzt endlich

eine kleine Gunstbezeugung aufbewahrt. Das Laub war von den zarteren Bäumen gefallen und ich gewahrte unfern der Straße in dieser Nacht einen reich mit Früchten beladenen Persimmonbaum; während ich die abgefallenen Früchte am Boden sammelte, machte ein Geräusch über mir meine Aufmerksamkeit rege. Dies Geräusch ward durch ein großes Opossum verursacht, das gleich mir Früchte sammelte. Mit einem langen Stocke brachte ich das Thier herab; es war sehr fett und mindestens zehn Pfund schwer. Im Besitze eines solchen Leckerbissens konnt' ich unmöglich weit wandern, ohne ihn zu kosten, und ich machte daher etwa eine Meile vom Persimmonbaume auf einer hochgelegenen Stelle im Walddickicht Halt, wo ich mein Opossum tödtete und ihm das Fell abzog; leider zog ich mit dem Felle zugleich mindestens ein Pfund des trefflichsten Fettes ab. Hätte ich die Mittel gehabt, mein Wildpret zu brühen und nach Art eines Ferkels zuzurichten, so hätt' ich eine Woche lang davon leben können. Ich machte indeß ein großes Feuer und röstete meine Beute, wobei ich freilich, da ich kein Gefäß unterzuhalten hatte, alles Fett verlor. Der Tag brach an, als mein Braten für die Tafel bereit war, und er gewährte mir in der That ein schwelgerisches Frühstück.

Seit ich Columbia verließ, war ich, so weit es die Richtung der Straßen gestattete, ziemlich genau der Führung des Polarsterns gefolgt, der mich, wie ich voraussetzte, auf dem geradesten Wege nach Maryland führen sollte; ich überzeugte mich aber jetzt, daß mich dieser Stern von der Richtung, in der ich mich einst dem Baumwollenlande genähert hatte, abführte.

Ich schlief an diesem Tage nicht, sondern brachte die ganze Zeit vom Frühstück bis zur Nacht unter Erwägungen

zu, wie ich den verlorenen Weg wieder erreichen könnte. Aus dem Ansehen des Landes konnte ich schließen, daß es nicht in der Nähe der Seeküste läge, denn ich bemerkte in dieser Gegend keine Sumpfniederungen, das Land war vielmehr hoch und hügelig und reich an Eichenwaldung.

Als die Nacht wiederkehrte, machte ich mich zeitiger als gewöhnlich auf den Weg, wobei ich die Straßen nicht berücksichtigte, sondern den Polarstern, so genau es möglich war, stets zu meiner Linken behielt. Diese Nacht tödtete ich ein Kaninchen, das vor mir aus dem Gebüsch sprang, indem ich meinen Wanderstock darnach warf. Ich röstete es, als ich am Morgen Halt machte, und fand es sehr gut.

Drei Nächte verfolgte ich die nämliche Richtung, stets den Polarstern zur Linken behaltend; ich gedachte ostwärts zu gehen, bis ich die Straße erreichte, die von Columbia nach Richmond in Virginien führt; da ich aber fast beständig in Wäldern marschirte, kam ich nur langsam vorwärts, und am dritten Tage umwölkte sich der Himmel, so daß ich die Sterne nicht mehr sehen konnte. Dieser Umstand zwang mich abermals, bis zur Wiederkehr schönen Wetters still zu liegen.

Nachdem ich zwei Tage ruhig geblieben, trat am Morgen die Sonne wieder hervor und schien den ganzen Tag sehr schön; am Abend überzog sich der Himmel jedoch mit Wolken und die Nacht wurde so finster, daß ich nicht zu reisen wagte. Dieser Witterungsstand hielt über eine Woche an, und ich mußte während dieser Zeit liegen bleiben. Auf diese bewölkten Nächte folgte ein starker Nordwestwind mit schönen, klaren Nächten, in denen ich so rüstig als möglich nordostwärts wanderte, indem ich quer durchs Land ging, ohne auf Straßen, Wälder oder Gewässer Rücksicht zu nehmen; ich setzte über

viele der letzteren, die niemals tief, bisweilen jedoch äußerst schlammig waren. In einer Nacht verirrte ich mich in einer Sumpfniederung; die Bäume waren hier so hoch und standen so dicht beisammen, daß mich ihre stark belaubten und dicht verflochtenen Aeste verhinderten, die Sterne zu sehen. Mehrere Stunden lang irrte ich umher, während mir Schlamm und Wasser fast immer bis über die Knie ging, oder auch häufig Lachen mit weichem Schlammboden durchwatet werden mußten, bis ich mich durchaus nicht mehr zurecht finden und nirgends eine Stelle trockenen Landes entdecken konnte. Endlich gab ich alle Hoffnung auf, mich aus diesem Labyrinthe von Schlamm, Wasser, Gestrüpp und gefallenen Bäumen zu befreien, und erlas mir einen großen Busch zum Ruhesitze, indem ich mir vornahm, mit Sonnenaufgang sogleich nach dem nächsten hochgelegenen trockenen Lande zu gehen. Die Nächte wurden jetzt kalt, und wenn auch im Sumpfwalde kein Reif zu sehen war, so zweifle ich doch nicht, daß er um jene Zeit daß offene und trockene Land bedeckte. Als der Tag kam, sah ich mich nicht weniger in Verlegenheit, als in der verflossenen Nacht, denn ich erblickte kein trockenes Ufer und sah überall nur die nämliche tiefe, düstere, schwarze Wüstenei. Ueberdies war der Himmel bewölkt und ich konnte den Osten nicht vom Westen unterscheiden. Nachdem ich mehrere Stunden vergebens auf einen Sonnenblick gewartet hatte, brach ich auf, um mich nach einem fließenden Wasser umzusehen; ich gedachte alsdann eine Richtung einzuschlagen, die den Strom des Wassers im rechten Winkel durchschnitte, und auf diese Weise das trockene Land zu erreichen; aber nachdem ich zwei oder drei Stunden umhergeirrt, mich durch verworrenes Gestrüpp, Dornen und Ranken gearbeitet, niedergefallene Baumkronen überklettert und mit Sägegras überwachsene Tümpel

durchwatet, setzte ich mich nieder, indem ich daran verzweifelte, einen Führer zu entdecken, der mich aus diesem abscheulichen Labyrinthe führen könnte.

Der Mehlsack, den ich beim Antritt meiner Reise mitgenommen hatte, war schon längst erschöpft; ich besaß jetzt weiter keine Lebensmittel, außer einigen gerösteten Maiskörnern und ungefähr einer Pinte Kastanien, die ich Tags vorher gesammelt hatte. Der Baum, unter dem ich sie gefunden, war reich an Früchten, doch wagte ich es nicht, ihn zu schütteln oder mit Stöcken hineinzuwerfen, weil Jäger oder andere in der Nähe weilende Personen durch das Geräusch hätten herbeigezogen werden können.

Um zehn Uhr setzte ich mich unter einer großen Cypresse auf einem gefallenen Stamme der nämlichen Baumgattung nieder und aß einige geröstete Maiskörner zum Frühstück. Neben mir befand sich ein freier Raum ohne Bäume, aber mit Wasser gefüllt, das tief zu sein schien, denn es stand kein Gras darin, ausgenommen eine geringe Menge am Rande. Das Wasser befand sich zu meiner Linken, und während ich meinen Mais aß, beschäftigten meine Aufmerksamkeit die possirlichen Sprünge zweier Eichhörnchen, die einander auf den Zweigen der Bäume in meiner Nähe jagten. Halb ergötzt durch die muntern Bewegungen dieser Thierchen und halb lüstern nach ihrem Fleische, das ich gar zu gern geröstet und verschlungen hätte, schenkte ich einer Aufeinanderfolge von Tönen zu meiner Linken wenig Aufmerksamkeit, indem ich sie durch die Bewegungen der Frösche am Wasserrande veranlaßt glaubte, bis mir das Zerbrechen eines Zweiges in der Nähe Anlaß gab, mich umzusehen. Jetzt entdeckte ich, daß es außer den Fröschen hier noch andere Nachbarn gab.

Ein ungeheurer Alligator hatte das Wasser verlassen und kroch mit auf mich gehefteten Augen über den Schlamm. Er war jetzt nur noch fünfzehn Fuß von mir entfernt, und hätte er durch sein Gewicht nicht einen Zweig zerbrochen, so würde ich im nächsten Augenblicke seine Beute geworden sein. Er hätte mich leicht mit einem Schlage seines Schwanzes niederschlagen können, und hatten seine Kinnladen einmal erst ein Bein oder einen Arm gepackt, dann schleppte er mich, allem Sträuben zum Trotz, ins Wasser.

Sowie ich ihn sah, sprang ich empor und lief an das andere Ende des Baumstammes, auf dem ich gesessen. Dort war ich außer Gefahr und konnte die Bewegungen des Alligators mit Muße betrachten. Da er mich entschlüpft sah, hob er seinen Rumpf vom Boden empor, hielt die ungeheure Schnautze in die Höhe und warf mir einen mißvergnügten Blick zu, dessen Bedeutung ich vollkommen verstand. Darauf wandte er sich langsam um, ging ins Wasser zurück und entzog mir seinen Anblick.

Dies Abenteuer beunruhigte mich nicht wenig, denn wäre ich diesem Ungeheuer des Nachts in den Wurf gekommen, so würde ich seinem Rachen schwerlich entgangen sein.

Ich brachte den ganzen Tag im Sumpfe zu, während ich, ohne von einer Stelle zur andern zu irren, den Sonnenschein erwartete, der mich in Stand setzen sollte, Gewißheit hinsichtlich der Himmelsgegenden zu erlangen. Dem Tage folgte eine durchweg stockfinstere Nacht, und erst spät Abends am zweiten Tage sah ich die Sonne. Es war um diese Zeit zu spät, um mich noch am nämlichen Tage aus dem Sumpfe zu befreien, und ich mußte noch eine Nacht in der Laube zubringen, die ich mir in den dichten Zweigen einer gefallenen Cypresse gemacht hatte. Ich befand mich darin einige Fuß

über dem Boden und hielt mich auf diese Weise gegen die etwaige Verfolgung von Seiten des Alligators für gesichert.

Am Morgen des dritten Tages ging die Sonne schön hell auf, und bei ihrem Anblicke machte ich mich gegen Osten auf den Weg. Das trockene Land östlich vom Sumpfe muß fünf Meilen von der Stelle entfernt gewesen sein, wo ich gelegen hatte, denn trotz aller Anstrengung, zu welcher mich Furcht und Hunger anspornten, ward es doch drei Uhr Nachmittags, bevor ich auf's Trockene kam; ich hatte an mehreren Stellen zu schwimmen und ruinirte einen sehr schätzbaren Theil meiner Kleidung, der durch Dornen und Aeste zerrissen wurde. Als ich trockenen Boden erreichte, sah ich mich im Walde und legte mich, meinem Hunger zum Trotz, nieder, um die Nacht zu erwarten, denn ich fürchtete, von Jemand gesehen zu werden, wenn ich mich bei Tage im Walde bewegte.

Als die Nacht kam, brach ich, von den jetzt sichtbaren Sternen geführt, auf und marschirte mehrere Meilen, bevor ich eine Pflanzung erreichte. Ich kam zunächst an ein Baumwollenfeld, und nach langem Suchen konnte ich doch weder Mais noch anderes Getreide finden und war gezwungen, weiter zu gehen.

Zwei bis drei Meilen weiter war ich glücklicher und fand ein Maisfeld, dessen Aehren abgenommen waren und in Haufen am Boden lagen. Ich füllte mein Mehlsäckchen, das ich noch besaß, mit diesem Mais, zog mich ein Paar Meilen in den Wald zurück, schlug Feuer an und lagerte mich, um zu rösten und zu essen. Nach Beendigung der Mahlzeit streckte ich mich neben dem Feuer hin und sank in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst lange nach Sonnenaufgang erwachte; als ich aufstand, und mich umsah, fand ich, daß ich kaum hundert Schritt von einem neuen Hause entfernt war, das im Walde erbaut wurde

und wobei jetzt Leute beschäftigt waren. Ich warf mich sofort zu Boden und kroch im Walde fort. Erst als ich aus dem Gesichtskreise des Hauses war, wagte ich mich aufzurichten und davon zu laufen. Mein Feuer war in der Nacht bald ausgegangen und entsendete keinen Rauch; dieser Umstand rettete mich. Indeß warnte mich der Vorfall und machte mich fortan behutsamer.

Ich blieb im Walde versteckt, bis die Nacht wieder kam, und setzte dann meinen Lauf gen Osten fort. Bald nach Mitternacht gelangte ich zu einer breiten vielbetretenen Straße, die sich hier nach der einen Seite ein wenig links vom Polarstern, den ich deutlich sehen konnte, hinzog. Ich überlegte lange, ob ich dieser Straße folgen oder meinen Lauf querfeldein nach den Sternen fortsetzen sollte. Endlich beschloß ich, diese Straße einzuschlagen und zwar weniger, weil ich überzeugt gewesen wäre, daß sie mich auf den rechten Weg bringen würde, als vielmehr, weil ich aus den Wäldern zu kommen wünschte. Im Laufe dieser Nacht sah ich nur wenig Pflanzungen, war aber so glücklich, ein Stachelschwein vor mir über den Weg laufen zu sehen. Dieses Thier tödtete ich mit meinem Stocke und bewahrte es bis zum Morgen.

Als sich der Tag näherte, wendete ich mich zur Rechten, und erreichte den Gipfel einer Anhöhe, von welcher ich ringsum eine Strecke durch den Wald sehen konnte. Hier zündete ich ein Feuer an und röstete mein Stachelschwein, das mir nach meinem langen Fasten und schwerem Ungemach eine sehr angenehme Mahlzeit gewährte. Nach dem Essen legte ich mich wie gewöhnlich schlafen und erwachte erst am Nachmittag. Als ich jetzt eine kleine Strecke den Hügel hinabging und dann stehen blieb, um mich im Walde umzusehen, sah ich eine halbe Meile von mir einen Mann, der sich langsam im Walde be-

wegte und gleich mir umherzuspähen schien, ob sich Jemand in der Nähe befände. Ich beobachtete diesen Mann aufmerksam und sah, daß er ein Neger war und sich nicht weiter als etliche Schritte von der nämlichen Stelle bewegte, wo ich ihn zuerst erblickt hatte. Neugier trieb mich, mehr von den Umständen meines Nachbars kennen zu lernen. Ich ging bis zum Fuße des Hügels hinab und bemerkte, daß er sich eine Hütte aus Baumzweigen gebaut hatte, in die ich ihn treten und nach einiger Zeit wieder herauskommen sah. Während ich die Umstände genauer betrachtete, ward ich überzeugt, daß der Fremde ebenfalls ein Negersklave sein müßte, und ich beschloß, ohne Weiteres hinzugehen und ihn anzureden, denn ich befürchtete nicht, von einem Manne verrathen zu werden, der ebenso schlecht in der Welt daran war als ich.

Als er mich in einer Entfernung von etwa hundert Schritten erblickte, gab er die größte Unruhe zu erkennen und schien geneigt, vor mir davon zu laufen; als ich ihm aber zurief und ohne Furcht sein hieß, ward er ruhiger und blieb stehen, bis ich ihn erreichte. Er war ein dunkler Mulatte, klein und schmächtig, und hatte ein lahmes Bein. Er war nicht ohne Erziehung und besaß Anstand und gute Manieren. Ich sagte ihm, ich wäre auf der Reise begriffen und sprach die Vermuthung aus, daß dies wohl nicht sein Wohnort wäre. Er berichtete mir hierauf, daß er aus der Grafschaft Kent im Staate Delaware gebürtig und als Hausdiener seines Herrn erzogen worden wäre, der auf seinem Sterbebette sein Testament gemacht und dessen Vollstreckern die Weisung ertheilt hätte, ihn mit Vollendung seines fünfundzwanzigsten Jahres frei zu lassen; bis dahin hätte er als Diener an eine Person vermiethet werden sollen, bei der er einer guten Behandlung sicher sein würde. Bald nach dem Tode seines Herrn hatten

ihn die Testamentsvollstrecker an einen Mann in Wilmington vermiethet, der ihn drei bis vier Monate als Aufwärter in seinem Hause beschäftigte, ihn alsdann nach einem Städtchen, Newport genannt, führte und an einen Mann verkaufte, der ihn sogleich nach Baltimore brachte, wo er wieder einem andern Manne überlassen ward, der ihn nach Südcarolina führte und an einen Baumwollenpflanzer verkaufte, bei dem er über zwei Jahre geblieben war. Drei Wochen vor der Zeit, wo ich ihn sah, war er entlaufen, um nach Delaware zurückzukehren.

Weil er lahm und daher durch das Wandern angegriffen war, hatte er hier Halt gemacht und seine Hütte aus Zweigen und Baumrinde gebaut, unter der er nun bereits seit einer Woche wohnte. Er lud mich ein, ihn in sein Lager, wie er's nannte, zu begleiten. Er hatte darin einen alten Tiegel, mehr als ein Bushel Kartoffeln und mehrere Stück Federvieh; alle diese Gegenstände hatte er aus den benachbarten Pflanzungen entwendet.

Dieses Lager befand sich auf einer ebenen freien Waldstelle, und ich wunderte mich, daß der Bewohner nicht schon längst entdeckt und zu seinem Herrn zurückgeschafft worden war. Ich sprach die Ansicht aus, daß er große Gefahr liefe, gefangen zu werden, wenn er hier bliebe, und rieth ihm, sofort aufzubrechen und seine Reise fortzusetzen, jedoch nur in der Nacht zu wandern. Er schlug mir vor, mir Gesellschaft zu leisten; dies lehnte ich jedoch seiner Lahmheit und seiner großen Unbedachtsamkeit wegen ab, obwohl ich diese Gründe nicht aussprach.

Ich blieb einige Stunden bei diesem Manne und aß mit ihm zum Mittagsessen Geflügel, das er auf seine rohe Weise

zurichtete. Vor dem Abschied stellte ich ihm nochmals vor, wie dringend nothwendig es war, diese Position aufzugeben; er erklärte jedoch, noch einige Tage bleiben zu wollen, wenn ich ihn nicht mit mir nähme.

Nachdem ich meinen neuen Bekannten verlassen hatte, hielt ich es für rathsam, für den Rest des Tages meinen Aufenthaltsort zu wechseln und entfernte mich von meinem frühern Ruheplatze auf dem Gipfel des Berges wenigstens zwei Meilen weit. Ich verbarg mich bis zur Nacht in einem Dickicht, kehrte dann nach der Straße zurück, die ich am Morgen verlassen, und kam, indem ich die ganze Nacht rüstig zuschritt, unmittelbar vor Tagesanbruch an einen Fluß. Da es zu spät war, um ihn am Morgen mit Sicherheit an dieser Stelle zu passiren, ging ich eine halbe Meile stromaufwärts und durchschwamm den Fluß bei hellem Tage an einer Stelle, wo beide Ufer vom Wald eingefaßt waren. Ich besaß mehrere Kartoffeln, die mir der Mann in seinem Waldlager gegeben hatte, und diese bildeten meine Rationen für diesen Tag.

Beim Aufgange und Untergange der Sonne ermittelte ich die Richtung der Straße an dem Flusse, über den ich geschwommen und fand, daß ich nordwestlich reiste, während ich meinen Marsch nach Norden oder Nordosten zu richten wünschte.

Ich hatte bemerkt, daß die Gegend, in der ich mich jetzt befand, dicht bevölkert war und blieb daher bis spät in der Nacht an meinem Ruheplatze; dann kehrte ich nach der Straße zurück, kreuzte sie und begab mich wieder in die Wälder, um mich durch die Sterne nach Nordosten führen zu lassen.

Diese Nacht war in jeder Beziehung eine glückliche für mich. Die Atmosphäre war rein, der Boden hoch, trocken und frei von Dickichten. Im Laufe der Nacht kam ich durch

mehrere Maisfelder, wo der Mais noch stand; auch kam ich durch ein Kartoffelstück, wo treffliche Kartoffeln in großer Menge ausgegraben waren und in Haufen, mit dem Kraut überdeckt, am Boden lagen; den glücklichsten Wurf that ich aber kurz vor Tagesanbruch; als ich nämlich unter einem Korneliuskirschbaume wegging, hörte ich über mir in den Zweigen ein Geräusch, blickte empor und sah ein großes Opossum, das sich an den Beeren labte. Das Wild war bald heruntergeschüttelt und es fand sich, daß es so fett wie ein wohlgenährtes Ferkel und so schwer wie ein ausgewachsener Waschbär war. Jetzt wußte ich nichts Besseres zu thun, als einen Ort zu suchen, wo ich mich den Tag über verstecken und meine Vorräthe in Ruhe zurichten konnte.

Der Tag war hell und schön bis zum Nachmittage, wo die Luft feucht und der Himmel bewölkt wurde. Die folgende Nacht war pechfinster und zwang mich, in meinem Lager zu bleiben. Der nächste Tag brachte einen fürchterlichen Sturm mit Regen, der mit wenig Unterbrechung über vierundzwanzig Stunden anhielt; erst am dritten Tage kam die Sonne wieder und über eine Woche hatte ich keine einzige helle Nacht. Diese ganze Zeit lag ich in meinem Lager und lebte von den Vorräthen, die ich an diesen Ort mitgebracht hatte. Mais und Kartoffeln sahen so verführerisch aus, als ich sie im Felde erblickte, daß ich mehr davon genommen hatte, als ich verzehrt haben würde, hätte mich nicht das schlechte Wetter genöthigt, an diesem Orte zu bleiben.

Als sich das Wetter aufheiterte, fühlte ich mich sehr erfrischt und gestärkt und begann die Reise wieder mit erneutem Muthe, obwohl ich jetzt den Mangel einer Fußbekleidung empfand; die Schuhe, die ich getragen, als ich meine Gebieterin verlassen hatte, waren längst dahin und meine Stiefeln be-

gannen so hinfällig zu werden, daß ich Streifen von Hickory-rinde um die Füße binden mußte, um das Auseinanderfallen des Leders zu verhüten.

Der November war jetzt eingetreten, und ich befand mich noch im Staate Südcarolina. Ich begann zu erwägen, ob ich durch den Versuch, auf den Straßen zu reisen, gewonnen oder verloren hätte, und nachdem ich mich an all das Mißgeschick erinnert, das mir auf den Straßen begegnet war, beschloß ich, dieselben gänzlich aufzugeben. Es bestimmten mich dazu hauptsächlich zwei Gründe: erstens lief ich auf den Landstraßen fortwährend Gefahr, Personen zu begegnen oder von ihnen eingeholt zu werden, und zweitens geschah es häufig, daß ich, da ich die Straßen nicht kannte, die unrechte wählte.

Ich nahm daher abermals den Polarstern zum Führer und wanderte festen, wenn auch langsamen Schrittes vier oder fünf Nächte vorwärts, bis mich wieder trübes Wetter aufhielt und fast vierzehn Tage müßig zu bleiben nöthigte; als es wieder hell wurde, sah ich mich in der zweiten Nacht durch einen breiten und reißenden Fluß aufgehalten, der mir so furchtbar erschien, daß ich ihn erst beim Tageslicht untersuchen wollte, bevor ich den Uebergang wagte. In der folgenden Nacht schwamm ich indeß hinüber, indem ich in der Mitte auf einigen großen Felsblöcken ausruhte. Nachdem ich das nördliche Ufer dieses Flusses, den ich für den Catawba hielt, erreicht hatte, betrachtete ich mich als in Nordcarolina eingetroffen und wanderte weiter gen Norden.

Neuntes Kapitel.

Der November ist fast stets reich an Wolken und Nebeln; in diesem Jahre verschwand aber das gute Wetter schon zeitig im Monat und alle Wolken des Erdkreises schienen sich in Nordcarolina versammelt zu haben. Seit der zweiten Nacht, nachdem ich über den Catawba gesetzt war, sah ich den Polarstern drei Wochen hindurch nicht mehr und setzte während dieser Zeit auch meine Reise nicht fort, obwohl ich selten zwei Tage an der nämlichen Stelle blieb, sondern meine Position wechselte, um den Bewohnern des Landes nicht auffällig zu werden, deren Aufmerksamkeit durch das beständige Erscheinen des Rauches meiner Feuer auf der nämlichen Stelle hätte erregt werden können.

Es war bisher noch wenig harter Frost eingetreten und das Laub hing noch auf den Eichen, als das erwähnte trübe Wetter zu Ende ging; aber der Nordwestwind, der den Nebel zerstreute, entlaubte auch fast alle Bäume des Waldes, die immergrünen ausgenommen. Die Nächte wurden jetzt hell und die Luft scharf und kalt. Bisher hatten mir die Eichenwälder den sichersten Schutz gewährt; von jetzt an mußte ich aber bei Tagesanbruch in jungen Fichtengehölzen Zuflucht suchen. Bisher hatte ich in jedem Mais- und Kartoffelfelde unterwegs Nahrungsmittel in Fülle gefunden; aber jetzt begann ich die Maisfelder häufig bereits ohne Aehren zu finden. Die Kartoffeln waren überall von den Feldern fortgeschafft worden,

wenige Fälle ausgenommen, wo man sie auf dem Felde selbst in Gruben verwahrt hatte. Mit jedem Tage fiel es mir daher schwerer, mich zu beköstigen; da ich aber gutes Wetter hatte, nützte ich die Stunden, in denen ich zu wandern wagte, so gut wie möglich, und war beständig, nachdem es dunkel geworden, bis kurz vor Tagesanbruch, auf den Beinen. In der ersten Hälfte Decembers unterzog ich mich auf diese Weise außerordentlichen Mühseligkeiten und litt dabei nicht wenig Hunger. Ich mußte einen Maisvorrath auf zwei bis drei Tage bei mir führen, denn oft fand ich in den Feldern lange Zeit gar keinen. Während dieser Zeit setzte ich über unzählige Flüsse, die meistens unbedeutend waren, obwohl auch einige sehr ansehnliche vorkamen, und in allen war jetzt das Wasser eiskalt.

Manchmal war ich glücklich genug, Boote oder Kähne am Ufer zu finden, und in diesen Fällen machte ich stets freien Gebrauch von dem, was im Augenblick von keiner andern Person gebraucht wurde; oft geschah dies indeß nicht und ich habe, glaube ich, in diesen vierzehn Tagen neun Flüsse durchschwommen, die zu tief für mich waren, um hindurch zu waten. Die Zahl der kleinern Gewässer und Bäche, die ich durchwatete, war weit größer, doch kann ich sie jetzt nicht mehr bestimmen.

Als ich in einer dieser schönen Nächte beim Hause eines Pflanzers vorüberkam, sah ich mehrere trockene Häute unter einem Wetterdache auf Stangen hängen. Ich eignete mir eine dieser Häute zu, um sie in Moccassins zu verwandeln, da meine Stiefeln ganz unbrauchbar geworden waren. Durch Schlagen mit einem Stocke machte ich die trockene Haut weich und geschmeidig genug zu diesem Zwecke und fertigte mir daraus drei Paar Moccassins.

Als ich eines Tages in einem Fichtendickicht lag, näherten sich mir mehrere Ferkel, die wild zu sein schienen, denn sie waren an den Ohren nicht gezeichnet; das eine kam mir so nahe, ohne mich zu sehen, daß ich es mit einem Steine zu Boden schlug und glücklich tödtete. Dies Ferkel war sehr fett und kann dreißig, wo nicht vierzig Pfund gewogen haben. Ich war außerordentlich erschöpft durch die Anstrengungen, denen ich mich in letzter Zeit unterzogen, und da ich mich in einem großen Walde, weit entfernt von weißen Bewohnern befand, beschloß ich, einige Tage an diesem Orte zu bleiben und mich am Fleische des Ferkels zu laben, das ich im Schatten aufhängte, nachdem ich es in Stücke geschnitten. Das Glück, das mir so lange abhold gewesen, schien mir damals freundlicher begegnen zu wollen, denn in der folgenden Nacht, nachdem ich das Ferkel getödtet hatte, trat ein Sturm ein, der Hagel, Schnee und Schloßen brachte und fünfzehn bis sechszehn Stunden anhielt. Der Schnee bedeckte den Boden vier Zoll hoch und das ganze Land war mit einer Kruste überzogen, die fast hart genug war, um einen Menschen tragen zu können. Bei solchem Wetter konnte ich nicht reisen und der Vorrath an Schweinefleisch mußte mir daher unschätzbar sein. Das letztere war gefroren und erhielt sich an den Zweigen, wo ich es aufgehängt, so gut, als hätte ich es im Schnee vergraben gehabt; am vierten Tage nach dem Schneefall fand jedoch eine große Veränderung im Zustande der Atmosphäre statt. Der Wind wehte aus Mittag, der Schnee schmolz, die Luft wurde warm und die Sonne schien so glänzend und fast eben so warm wie im Frühling. Mein Schweinefleisch, das jetzt weich und vom Fett triefend wurde, konnte sich natürlich nicht lange mehr gut erhalten; ja es stand zu fürchten, daß mich bei längerem Verweilen der Geruch meiner eignen Vorräthe vertreiben würde.

Ich traf daher Anstalt zum Weiterwandern, indem ich den ganzen Rest meines Fleisches röstete, sorgfältig mit grünen Fichtenreisern umwickelte und das Ganze mit einer Art Korb umgab, den ich aus dünnen Zweigen machte. Damit füllte ich meinen Ranzen und begann auf's Neue die Wälder zu durchziehen, indem ich den Polarstern immer über meinem linken Auge behielt.

Das Wetter war jetzt äußerst veränderlich geworden, und ich konnte selten länger als die halbe Nacht reisen. Die Felder waren kothig, die Niederungen in den Wäldern naß und oft mit Wasser bedeckt, das ich durchwaten mußte. Die Luft war bei Tage feucht und kalt, die Nächte, die das Wasser oft mit zolldickem Eise bedeckten, sehr frostig. Die starke Kälte brachte mich auf den Gedanken, daß ich mich entweder schon sehr weit nördlich befände oder mich dem Gebirgslande zur Linken zu sehr genähert hätte.

Um mich von meiner Situation möglichst zu unterrichten, erstieg ich an einem heitern Tage, als der Himmel sehr rein war, den Gipfel einer Fichte, die auf einer Anhöhe stand und eine weite Umsicht gewährte. Nach Osten sah ich nichts als eine Menge durch Wälder unterbrochene Pflanzungen; im Süden verbreiteten die schwachen Strahlen einer Wintersonne einen sanften Glanz über die Wälder, in denen man hier und da in weiten Zwischenräumen menschliche Wohnungen und die Lichtungen wahrnahm, die der Mensch in der grünen Wüste der endlosen Fichtenwaldungen gemacht hatte, welche von der Natur weithin im Süden gepflanzt waren. Nordwärts sah ich in weiter Ferne eine niedrige und flache langgestreckte Gegend, vermuthlich das Thal eines großen Flusses, und weit darüber hinaus verlor sich der Blick in der durchsichtigen blauen Wölbung, wo der Himmelsbogen die Wohnstätte eines

ewigen Winters berührt. Gegen Westen übersah ich die Region der Fichtenwälder, denen in der Ferne entlaubte Eichen, Hickorys und Wallnußbäume folgten; hinter diesen stieg ein in das weiße Gewand des Winters gehülltes Gebirgsland empor.

Ich war augenscheinlich zu weit westwärts gerathen und befand mich wenig Tagereisen vom Gebirge. Ich stieg von meiner Warte herab und beschloß, mich fortan möglichst direkt gegen Osten zu halten, bis ich aus der Nähe der Gebirge gekommen sein würde.

Nach meinem Kalender war es der Tag vor Weihnachten, als ich die Fichte erstieg, und ich befand mich damals, wie ich glaube, im nordwestlichen Theile Nordcarolinas, nicht weit von den Ufern des Yadkin. In der folgenden Nacht wanderte ich bis drei oder vier Uhr Morgens, wo ich zu einer Straße gelangte, die in östlicher Richtung zu führen schien. Auf dieser Straße wanderte ich bis Tagesanbruch und lagerte dann auf einem alten Felde, das mit jungen Fichten und Stechpalmen überwachsen war.

Das war der Weihnachtstag und ich feierte ihn, indem ich zum Frühstück fettes Schweinefleisch ohne Salz und mit geröstetem Mais statt des Brodes aß. Gegen Abend wurde das Wetter wolkig und kalt, und als die Nacht kam, war es so finster, daß mir's schwer fiel, mich auf der Straße zu halten, wenn dieselbe bisweilen eine plötzliche Wendung machte. Vor Mitternacht begann es zu schneien und bei Tagesanbruch lag der Schnee mehr als fußtief. Dies zwang mich, Winterquartiere zu suchen, und glücklicherweise fand ich ungefähr eine halbe Meile von der Straße, am Abhange eines steilen Bergs, einen vorspringenden Felsen, der ein trockenes Obdach und zwar mit der Aussicht nach Süden gewährte.

Unter diesem Felsen suchte ich Zuflucht, machte ein Feuer an und pries mich glücklich, weil ich noch einige Pfund meines gerösteten Schweinefleisches und über eine halbe Gallone Mais in den Taschen hatte. Es schneiete fort, bis das Land ringsum eine zwei Fuß hohe Decke hatte, und um mich durch meine Spuren im Schnee nicht zu verrathen, blieb ich in meinem Versteck bis zum dritten Tage, wo ich mich wieder auf die Straße wagte, auf welcher, wie ich sah, zahlreiche Wagen, Schlitten und Pferde vorübergekommen waren; sie war so gebahnt, daß ich bei Nacht, wo der Schnee hinreichendes Licht gab, leicht darauf wandern konnte.

Ich machte mich daher in der Nacht wieder auf den Weg, wozu ich in der That gezwungen war, denn mein Mais war völlig aufgezehrt und vom Fleische hatte ich nur noch ein Pfund übrig. Ich schritt die Nacht hindurch tüchtig zu und erreichte, als der Morgenstern aufging, einen Fluß, der vermuthlich der Yadkin war. Er schien mir zweihundert Schritt breit zu sein und war sehr reißend.

Ich wartete, bis die ersten Strahlen des Morgenlichts den östlichen Horizont färbten; dann ging ich in den Fluß und watete durchs Wasser, bis dasselbe ziemlich drei Fuß tief wurde; hier berührte mich die Kälte so empfindlich, wie wenn sie mir das Fleisch von den Knochen hätte schneiden wollen, und eine große herabschwimmende Scholle brachte mich aus dem Gleichgewicht, daß ich beinahe gefallen wäre. Ich verlor den Muth und kehrte ans Ufer zurück; als ich aus dem Wasser kam und der freien Luft ausgesetzt war, steigerte sich jedoch die Pein, die mich marterte, nur noch mehr. Ich kehrte wieder zum Flusse zurück und stürzte mich hinein, um dem beißenden Froste zu entgehen, der jeden naß gewordenen Theil meiner Haut nagte; indem ich so rasch vorwärts stürzte, als

es der Strom, der mich abwärts drängte, gestattete, war ich bald bis ans Kinn mit Eisstücken bedeckt. Ich warf mich indeß auf die Oberfläche und bot meine äußerste Kraft und Geschicklichkeit auf, um so schnell als nur möglich zum jenseitigen Ufer zu schwimmen. Bei jeder Bewegung meiner Arme und Beine wurden sie durch starke Eisschollen zerschnitten und zerschlagen oder durch Klumpen festgefrornen Schneees niedergedrückt.

Die menschliche Lebenskraft vermag in einem Elemente, wie es mich jetzt umgab, unmöglich lange auszudauern; ich war kaum fünf Minuten geschwommen, als ich alle meine Glieder erstarrt fühlte; nach fernern fünf Minuten waren sie wie betäubt und ohne Gefühl, und meine Hände wurden steif und fast kraftlos.

Als ich ungefähr noch dreißig Fuß vom Ufer war, traf mich eine heftige Strömung, die durch einen stromaufwärts befindlichen Felsen veranlaßt wurde und mich mit unwiderstehlicher Gewalt stromab riß. Durchaus unfähig, die Wuth der Wogen zu bekämpfen und bis ins Innerste von Todeskälte durchdrungen, gab ich mich verloren und befahl Gott meine Seele, vor dessen Richterstuhl ich in der nächsten Minute zu stehen erwartete, als ich unmittelbar unter mir den langen hängenden Zweig eines großen Baumes erblickte, der hin und her bewegt und von der Strömung rückwärts und vorwärts geschwenkt wurde. Im nächsten Moment war ich bei dem Baume, machte eine Anstrengung der Verzweiflung und ergriff einen der Aeste. Durch das Gewicht meines Körpers niedergebogen, gab der Ast der Gewalt des Wassers nach, das gegen meinen Körper stürzte, mich, am Aste hangend, im Kreise herumschwenkte und gegen das Ufer schleuderte, wo ich mich an einige Wurzeln klammerte und den Ast losließ, der,

mit elastischer Kraft in seine frühere Lage zurückspringend, seine leichten Zweige wieder in die Fluth tauchte.

Als ich aus dem Wasser kroch und mich wieder auf trockenem Lande sah, waren meine Umstände kaum minder verzweifelt, als vorher im Kampfe mit den Eisschollen. Der Morgen war frostig und Eiszapfen hingen überall in Menge von den Bäumen längs des Ufers herab; der Reif flimmerte in funkelndem Glanze auf der glatten Schneefläche, die sich in ihrer Weiße vor mir ausdehnte, und überzog mit seinem starren aber schönen Schmucke den ganzen Wald.

Nur zwischen Dreierlei konnte ich wählen und durfte meine Wahl keinen Augenblick verzögern. Ich mußte mir entweder ein Feuer verschaffen, um meine steifen Glieder zu trocknen und zu erwärmen; oder, wenn ich kein Feuer hatte, sterben; oder drittens nach dem nächsten Hause laufen und mich als flüchtigen Sklaven ausliefern.

Mehr wankend als gehend erreichte ich ein Gehölz nicht weit vom Flusse, ging hinein und fand, daß ein Feld, kaum hundert Schritt von der Straße entfernt, an den Wald grenzte. Wenig Schritte von der Einfriedigung machte ich Halt und nahm mein Feuerzeug zur Hand, das ich zu meiner unaussprechlichen Freude vollkommen trocken und wohl erhalten fand. Mit Hilfe meines Schwammes und trockenen Mooses, das ich an der Einfriedigung sammelte, brachte ich eine kleine Flamme zu Stande; dazu wurde trockenes Laub einer Weißeiche gefügt, die noch vor dem Froste des letzten Herbstes gefallen war, und bald war das Feuer kräftig genug, um das dürre Holz zu verzehren, das ich ihr theils von der Einfriedigung, theils von den Zweigen des gefallenen Baumes zutrug. Ich hatte den Schnee um das Feuer her beseitigt, und als die Sonne aufging, rauchten bereits meine starr ge-

frornen Kleider vor den Kohlen, denen ich erst die eine, dann die andere Seite zukehrte. Ich fühlte das Glühen wiederkehrenden Lebens mein Blut aufs Neue durchdringen und meinen erstarrten Gliedern neue Kraft geben.

Auf der einen Seite führte in meiner Nähe die Landstraße vorüber und auf der andern befand sich ein eingefriedigtes Feld; gleichwohl war es mir in meiner gegenwärtigen Lage unmöglich, diesen Ort heute zu verlassen, wenn ich nicht entweder im Walde umkommen oder auf der Straße ergriffen werden wollte.

Gegen Abend wurde die Luft weit kälter als am Vormittage, und in der Nacht begann ein starker und schneidend kalter Wind aus Nordwesten zu wehen. Meine Glieder waren noch steif in Folge meines Morgenabenteuers, und zur Steigerung meiner Noth sah ich mich auch gänzlich ohne Lebensmittel, denn etliche Maisähren, die ich noch in der Tasche gehabt, hatte ich leider am andern Ufer zurückgelassen.

In der Nacht verließ ich mein Feuer, ging in das nahe Feld und entdeckte in geringer Entfernung ein Haus. Da sich weder Licht noch eine Spur von Feuer darin zeigte, beschloß ich, das Gebäude zu recognosciren; es war eine kleine, einzeln stehende Scheune, die nur von etlichen Rindern und einer kleinen Schafheerde bewohnt war. Nach vieler Mühe gelang es mir, in diese Scheune einzutreten, indem ich die Nägel, die eines der Breter an der Ecke festhielten, losbrach. Ich fand im Innern einen bedeutenden Vorrath an Mais, theils noch in der Aehre, theils ausgehülst.

In einem Winkel lag ein Haufen Hülsen. Unter diesen verkroch ich mich tief und wurde bald warm. Ich schlief fest ein und wurde erst durch das Geräusch in der Scheune umhergehender Leute erweckt, die von den Rindern und Schafen

sprachen, mit deren Fütterung sie beschäftigt zu sein schienen, denn sie begannen bald in den Maishülsen zu wühlen, mit denn ich bedeckt war, und sie den Rindern zu geben. Ich erwartete jeden Augenblick entdeckt zu werden; glücklicherweise stellten sie jedoch, bevor sie mich sahen, ihre Operationen ein und begannen anderweitige Arbeiten, indem sie theils Mais aushülsten und die entleerten Aehren auf den Haufen über mir warfen, theils den ausgehülsten Mais auf Wagen luden und nach dem Hause schafften. Ich konnte von alldem nichts sehen, sondern entnahm es nur aus ihren Gesprächen.

Nachdem sich meine Gäste bereits etliche Stunden entfernt hatten, kam ich aus dem Hülsenhaufen hervor, füllte meine Taschen mit Maisähren, verließ die Scheune auf dem nämlichen Wege, auf dem ich sie betreten hatte, und kehrte nach dem Walde zurück, wo ich in einem Fichtendickicht ein Feuer machte und mehr als eine halbe Gallone Mais röstete. Vor Tage ging ich in die Scheune zurück und verbarg mich wieder unter den Maishülsen. Am Morgen stellten sich die Leute wieder zu ihrer Arbeit ein und enthülsten Mais bis zum Abend. In der Nacht verfügte ich mich wieder in den Wald und röstete Mais. Auf diese Weise lebte ich länger als einen Monat, indem ich den ganzen Tag in der Scheune lag und Nachts in den Wald ging; endlich war jedoch der ganze Maisvorrath enthülst und ich beobachtete täglich, wie in Folge der Rinderfütterung der Hülsenhaufen kleiner wurde; ich wußte, daß ich meinen Winteraufenthalt verlassen müßte, bevor der Hülsenvorrath erschöpft sein würde. Bevor man den enthülsten Mais aus der Scheune schaffte, hatte ich mehrere Bushel Aehren unter die Hülsen in der Nähe meines Bettes geschafft und als meinen Wintervorrath versteckt.

Während ich in dieser Scheune lag, fanden häufige und große Witterungsveränderungen statt. Der Schnee, der das Land zwei Fuß hoch bedeckte, als ich hierher kam, war nicht länger als zehn Tage liegen geblieben; es war darauf eine Woche warmen Regenwetters gefolgt; dann war etliche Tage trockenes Wetter mit kaltem Nordwind eingetreten. Der Februar war trüb und feucht, reich an Schneegestöbern und Regen. Nach dem ersten März wurde die Atmosphäre hell und trocken und es herrschte ein heftiger Westwind.

Am dritten dieses Monats verließ ich, nachdem ich das Mehlsäckchen und alle Taschen mit geröstetem Mais gefüllt, um zehn Uhr Nachts mein Winterquartier, worin ich noch einen großen Haufen meines Maisvorraths liegen lassen mußte, und trat meinen Weg gen Norden wieder an.

Ich folgte der Straße, die mich nach diesem Orte geführt hatte, mehrere Nächte, und setzte unterwegs über eine Menge kleiner Flüsse, deren keinen ich zu durchschwimmen brauchte, obwohl einige so tief waren, daß sie mich bis unter die Arme durchnäßten. Diese Straße führte ziemlich nordöstlich und war, seit ich Georgia verlassen, die erste, die sich so lange in dieser Richtung behauptet hatte. Bis zum zwölften März begegnete mir nichts Ungewöhnliches; als ich mich am Abend dieses Tages zeitiger als gewöhnlich auf den Weg gewagt hatte, fand ich, daß die Straße einen Hügel hinabführte, dessen Abhang sie in Form eines zehn bis zwölf Fuß tiefen Hohlweges durchschnitt; zu beiden Seiten befanden sich steile Wände, die jetzt so naß und schlüpferig waren, daß man sie unmöglich zu ersteigen vermochte.

Als ich in diesem Hohlwege war, hörte ich Pferde, die den Berg herauf mir entgegen kamen. Ich stand still, um zu lauschen, und im nächsten Augenblicke hatte ich dicht vor mir

zwei Reiter, die den Berg heraufftrabten. Weder links noch rechts konnte ich fliehen, und wenn ich umkehrte, setzte ich mich dem sichern Verderben aus. Nur ein Auskunftsmittel bot sich dar und ich ergriff es. In meiner Nähe hatte das Regenwasser auf der einen Seite der Straße einen tiefen Graben gewühlt; in diesen warf ich mich und legte mich dicht an den Boden. Die Reiter ritten fast über mich weg und zogen vorüber. Als sie fort waren, stand ich auf, ging den Berg hinab und sah einen Fluß vor mir.

Während ich durch diesen Fluß ging, sah ich mich genöthigt, mindestens zweihundert Schritt zu schwimmen, und als ich aus dem Wasser kam, fror ich so heftig, daß ich im nächsten dicken Walde Halt machen mußte, um mich an einem Feuer zu trocknen. Hier hielt ich mich bis zur nächsten Nacht auf, und in der vierten darnach kam ich zu einem großen Flusse, der vermuthlich der Roanoke war. Ich mußte diesen Fluß durchschwimmen, und die heftige Strömung führte mich eine Strecke stromab. Ich war sicherlich über eine Stunde im Wasser gewesen, als ich das jenseitige Ufer erreichte, und da die Flüsse noch sehr kalt waren, hatte ich bei der Gelegenheit außerordentlich zu leiden.

Nach dem Ansehen des Landes zu urtheilen, mußte ich jetzt in Virginien sein. Ich litt den größten Mangel an Lebensmitteln. Mein gerösteter Mais war ziemlich aufgezehrt und in den Feldern befand sich um diese Jahreszeit keiner mehr. Drei bis vier Tage lang gestattete ich mir, nur zwei Hände voll Mais täglich zu essen, und hierauf wanderte ich drei Tage lang, ohne die geringste Nahrung zu mir zu nehmen. Vom Hunger getrieben, betrat ich in einer Nacht ein altes Vorrathshaus, wo ich Ferkel oder Geflügel irgend einer Art zu finden hoffte. Ich traf darin jedoch nichts weiter an,

als eine Partie Hafer, der noch nicht gedroschen war. Ich nahm so viel Hafer als ich fortzubringen vermochte, ging damit einige Meilen weit, machte in einem Fichtenwalde Halt, zündete ein großes Feuer an und röstete mindestens eine halbe Gallone Hafer, nachdem ich die Körner aus den Aehren gerieben hatte. Die gerösteten Körner rieb ich nochmals in den Händen, um die Spreu abzusondern und brachte die Nacht zu, indem ich gerösteten Hafer schmauste.

Das Wetter wurde jetzt ganz warm, obwohl das Wasser in den Flüssen noch kalt war, und ich bemerkte, daß die Farmer überall ihre Felder pflügten, um die Maissaat zu bestellen. Allnächtlich sah ich die Leute Reisholz auf den neuen Feldern verbrennen, die sie entwaldet hatten, und als nach der Nacht, in der ich den Hafer röstete, der Tag erschien, sah ich Leute nur eine halbe Meile von meinem Feuer ein Maisfeld bestellen. Meiner Berechnung nach muß es der letzte Tag des März gewesen sein, wo ich mich mit dem Hafer versorgte, und das ganze Ansehen des Landes überzeugte mich, daß ich ziemlich richtig gerechnet hatte.

Ich blieb zwei Tage in diesem Fichtenwalde, um nach meinem langen Fasten neue Kräfte zu sammeln, und als ich meine Reise wieder antrat, beschloß ich, eine nach Norden führende große Straße aufzusuchen und dieser fortan zu folgen. Diejenige, auf der ich in letzter Zeit gewandert war, schien mir keineswegs eine Hauptstraße des Landes zu sein. Um meinen Zweck zu erreichen, ging ich einige Stunden in östlicher Richtung quer durch die Felder und war glücklich genug, eine Straße zu erreichen, die viel betreten zu sein schien und nordöstlich führte.

Mein ehemaliger Mehlsack enthielt jetzt mehr als eine Gallone gerösteten Hafer und ich hatte noch ein Paar der aus

ungegerbter Haut gefertigten Moccasins; mein Hemd war dagegen ganz und gar abgetragen und ich hatte bereits auch mein letztes Paar Hosen im Gebrauch. Es blieb mir noch eine leidlich gute Weste und auch mein Ueberrock vermochte, obwohl mit ehrenvollen Narben bedeckt, seinen Dienst noch genügend zu thun.

Da ich entschlossen war, die Straße zu verfolgen, auf der ich mich gegenwärtig befand, mußte ich mich wieder der äußersten Vorsicht befleißigen, um mich gegen jeden Ueberfall sicher zu stellen. Ich wanderte nur nach Einbruch der Dunkelheit, machte vor dem Erscheinen des Tageslichts Halt und konnte daher nicht schnell vorwärts kommen, reiste aber um so sicherer.

Die Beischaffung von Lebensmitteln war jetzt schwierig, und als mein Hafer aufgezehrt war, nahm ich meine Zuflucht zu dem gefährlichen Auskunftsmittel, die Maiskammer eines Pflanzers in der Nähe der Straße in Anspruch zu nehmen. Das Haus war aus runden Blockhölzern gebaut und mit Brettern gedeckt. Auf der Seite der Maiskammer, die dem Wohnhause nicht zugekehrt war, gelang mir's, eines der Bretter zu beseitigen, und durch die gemachte Oeffnung konnte ich mit dem Arme den Mais erreichen. Ich füllte damit den Sack, die Taschen meines Ueberrocks und ein großes Taschentuch, das ich durch alle Wechselfälle meiner Reise glücklich bewahrt hatte. Diese rechtzeitige Verproviantirung verschaffte mir Speise auf mindestens acht Tage. Bevor der Vorrath aufgezehrt war, erreichte ich den Appomattox, über den ich mit einem am Ufer angebundenen Kahne etliche Meilen oberhalb der Stadt Petersburg setzte. Ich hatte mich Petersburg in der Nacht genähert und wagte nicht hindurchzugehen, um der Patrouille nicht in die Hände zu fallen; ich wendete

mich daher zur Linken durch die Felder, erreichte den Fluß und setzte glücklich hinüber.

Die große nach Richmond führende Straße unterscheidet sich so deutlich von allen andern Wegen in dieser Gegend Virginiens, daß sie sich nicht leicht verfehlen ließ, und in der dritten Nacht, nachdem ich bei Petersburg vorübergekommen, bekam ich die Hauptstadt Virginiens zu Gesicht. Es war kurz nach Mitternacht, als ich die Stadt erblickte, aber auch hier fürchtete ich der Patrouille wegen den Weg durch die Stadt unterm Schutze der Dunkelheit zu wagen. Ich begab mich daher in einen Wald, ungefähr zwei Meilen von der kleinen Stadt an der Südseite des Flusses, und hier blieb ich bis nach zwölf Uhr Mittags; dann nahm ich das Gepäck von meinem Rücken, trug es in Form eines Bündels in der Hand und betrat die kleine Stadt, als käme ich von einer benachbarten Pflanzung.

Es war meiner Rechnung zufolge Montag, doch muß ich mich wohl geirrt haben und es wird wahrscheinlich Sonntag gewesen sein, denn der Ort war sehr still, und während ich durchging, begegnete ich nur zwei bis drei Personen, an denen ich vorüberging, als hätte ich sie nicht gesehen. Niemand redete mich an und ich erreichte in Sicherheit die Brücke, die ich überschritt, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Nachdem ich die Stadt Richmond betreten hatte, folgte ich der Hauptstraße, ging langsamen Schrittes und sah mich rechts und links um, als fände ich die umgebenden Gegenstände sehr anziehend. Auf der Straße sah ich wenig Personen und ich gab mir geflissentlich den Anschein, als interessirten mich die Häuser mehr denn die Leute. Am obern Ende der Stadt sah ich eine Menge Damen und Herren, die ver-

muthlich aus der Kirche zurückkehrten. Als sie an mir vorüberkamen, blieb ich auf der Straße außerhalb des Trottoirs stehen, während ich das Gesicht der entgegengesetzten Straßenseite zukehrte. Sie gingen alle vorbei, ohne Notiz von mir zu nehmen, und als sie verschwunden waren, setzte ich gemächlich meinen Weg auf dem Pflaster fort und erreichte das Ende der Stadt, ohne von Jemand angesprochen worden zu sein. Sobald ich die Stadt völlig hinter mir hatte, beschleunigte ich meinen Schritt, nahm die Miene eines Mannes an, der große Eile hat, rannte bisweilen geradezu und befand mich binnen weniger als einer Stunde sicher an der dichtesten Stelle des Waldes nördlich von Richmond und volle vier Meilen vom Flusse. Mit Ausnahme des Besuches, den ich dem Herrn in Georgia abgestattet hatte, war dies meine kühnste That, seit ich meiner Gebieterin entflohen war.

Mein Mais war jetzt fast verbraucht; nachdem ich aber einmal insgeheim einer Maiskammer zugesprochen, war ich nicht sehr in Sorge, woher ich künftige Vorräthe entnehmen würde. Seit dieser Zeit fehlte es mir nie an Mais und ich litt nie wieder Hunger, bis ich meine Heimat erreichte.

Nachdem ich Richmond verlassen, folgte ich wieder der großen Straße, auf der ich nach dem Süden gekommen war, und ich hütete mich dabei sorgfältig, mich nicht in unnöthige Gefahr zu bringen. Mehrere Nächte sah ich keine weißen Leute unterwegs, begegnete aber häufig Negern, denen ich auswich, indem ich die Straße jedesmal verließ; in einer mondhellen Nacht, fünf bis sechs Tage, nachdem ich Richmond verlassen, trat jedoch fast neben mir ein Mann aus dem Walde, redete mich in vertraulichem Tone an, fragte, wohin ich reiste, wie lange ich unterwegs gewesen, und legte mir viele Fragen in Betreff meiner Wanderung vor. Dieser

Mann war ein Mulatte und trug einen schweren Stock oder vielmehr Knittel in der Hand. Mir gefiel sein Aeußeres nicht und es graute mir überhaupt gewissermaßen, mich mit irgend Jemand in ein vertrauliches Gespräch einzulassen. Ich beschloß, meinen Begleiter genau zu beobachten und er schien die gleiche Absicht in Bezug auf mich zu haben; aber während er mit mir sprach, näherte er sich mir immer dichter, indem er sich hinter mir hielt. Dies Benehmen steigerte meinen Argwohn und ich wünschte herzlich, ihn los zu werden, wußte aber nicht sogleich, wie ich dies anfangen könnte. Um ihm zu entgehen, kreuzte ich mehrmals die Straße, aber er folgte mir jederzeit dicht auf den Fersen. Der Mond, der uns sehr hell auf den Rücken schien, warf den Schatten des unwillkommenen Gesellschafters auf die Straße, und ich konnte daher jede seiner Bewegungen genau beobachten, ohne mich umzusehen. Er trug seinen Knittel unter dem linken Arme; endlich erhob er seine rechte Hand leise, ergriff den Knittel und hob ihn langsam über seinen Kopf empor, um einen Streich nach mir zu führen; in diesem Augenblick sprang ich zurück, indem ich gleichzeitig meinen Stock erhob, und streckte den Gegner durch einen Schlag auf seine Stirn zu Boden; als ich ihn niedergestreckt hatte, bearbeitete ich ihm Rücken und Seiten mit meiner Waffe, bis er um Erbarmen brüllte und bat, ich möchte ihn nicht umbringen. Ich verließ ihn in einem Zustande, daß er mich nicht verfolgen konnte, und sputete mich auf meinem Wege, um mich vor Tage so weit von ihm zu entfernen, als mich meine Beine tragen konnten.

Dieser Mann war ohne Zweifel einer jener Elenden, die von Weißen gebraucht werden, um unglückliche farbige Leute, die in ihre Hände fallen, zu entführen und zu verrathen; hier wurde aber der Betrüger einmal betrogen, und während er

mich zu seiner Beute machen wollte, wäre er beinahe selbst als Opfer gefallen.

In der nämlichen Nacht schwamm ich unweit des Städtchens Hanover über den Pammunky und verbarg mich vor Tagesanbruch in einem dicken Cederndickicht. In der nächsten Nacht, nachdem ich mehrere Meilen gewandert war und so eben den Gipfel einer Höhe erstieg, sah ich den Kopf eines Mannes von der entgegengesetzten Seite emporsteigen, ohne ein Geräusch gehört zu haben. Ich eilte augenblicklich in den Wald und versteckte mich hinter einem großen Baume. Der Reisende war zu Pferde, und da die Straße sandig war und sein Pferd langsam ging, hatte ich seine Annäherung nicht hören können. Er sah mich gleichfalls, denn als er der Stelle gegenüber kam, wo ich stand, hielt er an und bat mich, ihm zu sagen, wie weit es bis zu einem Orte wäre, dessen Name mir entfallen ist. Da ich nicht antwortete, wiederholte er die Frage und fügte noch hinzu, ich brauchte kein Bedenken zu tragen, ihm Antwort zu geben, er hätte nichts Uebles gegen mich im Sinne; ich brach jedoch mein Schweigen nicht und er ritt endlich weiter.

Vor Tagesanbruch erreichte ich den Matapony, den ich durchwatete. Das Bewußtsein, nicht mehr fern von Maryland zu sein, verleitete mich jetzt zu einer großen Unbedachtsamkeit, und ich vergaß die Vorsicht und Behutsamkeit, mit deren Hilfe ich so viele anscheinend unübersteigliche Hindernisse besiegt hatte. Die Ungeduld, schnell vorwärts zu kommen, verleitete mich, bis zum hellen Tage zu wandern, bevor ich mich nach einem Versteck umsah, und als ich endlich ein solches suchte, fand sich leider keins in der Nähe. Noch war es nicht ganz hell, als ich vor mir ein Gehölz erblickte, das ich auf der Straße zu erreichen hoffte; dabei mußte ich

jedoch an einem Hause vorübergehen, das neben der Straße stand, und als ich nur etwa fünfzig Schritt weit vorübergekommen, öffnete ein weißer Mann die Thür, erblickte mich und rief mir ein Halt zu. Da ich diesem Befehle nicht gehorchte, hetzte er seinen Hund auf mich. Den Hund besiegte ich rasch genug mit meinem Stocke und begann nun aus Leibeskräften zu rennen; im nämlichen Augenblicke hörte ich aber den Knall einer Flinte und empfing ihre Ladung in die Beine und Schenkel. Ich fiel auf der Straße nieder und war bald von mehreren Leuten umringt, die zu einer in diesem Hause versammelten Patrouille zu gehören schienen. Sie hießen mich die Hände kreuzen und als ich nicht sofort gehorchte, schlugen sie mich mit Stöcken und Steinen, bis ich fast bewußtlos war und keinen Widerstand mehr leisten konnte. Darauf banden sie mich mit Stricken, schleppten mich bei den Füßen ins Haus zurück und warfen mich wie einen todten Hund in die Küche. Das eine meiner Augen war fast herausgeschlagen und das Blut floß mir aus Mund, Nase und Ohren; sie weigerten sich aber, mir das Blut aus dem Gesichte zu waschen oder mir auch nur Wasser zu trinken zu geben.

Bald fand sich indeß ein Friedensrichter ein, und als er mich sah, befahl er, mich loszubinden, mir Wasser zum Waschen und auch etwas Brod zu essen zu geben. Dieses Mannes Herz schien nicht ganz fühllos zu sein, denn er tadelte diejenigen, die mich geschlagen hatten, in harten Ausdrücken, erklärte ihr Benehmen für brutal und sagte, es würde menschlicher gewesen sein, mich sogleich zu tödten, statt mich auf solche Weise zu mißhandeln.

Er fragte mich darauf nach Namen, Wohnort, Reiseziel, so wie nach dem Namen meines Herrn. Auf alle diese

Fragen antwortete ich weiter nichts, als daß ich auf dem Wege nach Maryland, meiner Heimat, begriffen wäre. Der Friedensrichter erklärte mir, seine Amtspflicht geböte ihm, mich ins Gefängniß zu schicken. Man setzte mich sofort auf einen Wagen und brachte mich nach einem Orte, welcher Bowling-Green hieß und den ich vor zehn Uhr erreichte.

Dort sperrte man mich ins Gefängniß; ein Doctor erschien, um meine Beine zu untersuchen, und zog das Schrot aus meinen Wunden. Er nahm während der Operation vierunddreißig Schrotkörner heraus, verband mir alsdann die Beine und überließ mich darauf meinen eigenen Betrachtungen. Mein Mißgeschick hatte kein Fieber im Gefolge, was ich vielleicht dem langen Fasten und der großen Erschöpfung zu danken hatte.

Am Nachmittag kam der Gefängnißbeamte und brachte mir meine Gefangenenkost und einen Krug Wasser. Die Kost bestand aus einem reichlichen Pfunde Maisbrod und etwas gekochtem Speck. Da mein Appetit gut war, verschlang ich sogleich mehr als zwei Drittel des Brodes und bewahrte den Rest zum Abendessen.

Mehrere Tage vermochte ich nicht zu stehen, und während dieser Zeit fiel es mir sehr schwer, die verschiedenen gewöhnlichen Lebensgeschäfte zu verrichten, da Niemand kam, um mir Beistand zu leisten. Nahrungsmangel litt ich jedoch nicht, denn die tägliche Ration reichte vollkommen hin, den Hunger zu beschwichtigen. Als ich mich erholte und im Gefängniß umherzugehen vermochte, besuchte mich der Schließer häufig und gab sich Mühe, Auskunft zu erlangen, woher ich gekommen wäre; er erzielte jedoch keinen bessern Erfolg als früher der Friedensrichter.

Ich blieb über einen Monat im Gefängniß und wurde während dieser Zeit ganz fett und stark; ich entdeckte jedoch keinen Weg, auf dem sich die Flucht bewerkstelligen ließ. Das Gefängniß hatte massive Ziegelsteinwände, den Fußboden bildeten starke Eichenpfosten und die ebenfalls eichene Thür war sehr gut mit eisernen Riegeln verwahrt.

Alles schien fest und in gutem Stande zu sein und überdies hatte man mir auch, seit meine Wunden geheilt waren, die Füße mit einer Kette aneinander geschlossen. Ich wußte es jedoch zu ermöglichen, mir diese Kette von den Füßen zu entfernen, denn es gelang mir, einen Eisenstift zu lockern, mit welchem das Eisen an dem einen Fuße zugenietet war.

Der Schließer besuchte mich sehr regelmäßig jeden Morgen und Abend, blieb aber stets nur einige Minuten, und außerdem war ich mir ganz und gar selbst überlassen.

Zehntes Kapitel.

Nachdem ich neununddreißig Tage im Gefängniß gewesen und meine Wunden völlig geheilt waren, säumte der Schließer eines Morgens, mir mein Frühstück zu bringen Ich ging an die Thür und begann mit der Faust daran zu schlagen, um auf mich aufmerksam zu machen. Zufällig führte ich bei dieser Gelegenheit auch einen Schlag gegen den einen

Thürstock und entdeckte zu meinem Staunen an dem Tone, den der Schlag hervorbrachte, daß dieser Thürstock nur eine hohle Schale und blos auswendig noch mit gesundem Holze umgeben war; während ich dagegen schlug, zerbröckelte im Innern das verfaulte Holz. Bei genauerer Untersuchung überzeugte ich mich, daß ich diesen Thürstock mit Hilfe des eisernen Bolzens, der die Kette an meinen Füßen festhielt, leicht in Stücke würde brechen können. Der Schließer erschien mit meinem Frühstück und verwies mir den Lärm, den ich gemacht hatte. Dieser Tag kam mir so lang vor, wie bisher eine Woche; endlich kam indeß die Nacht, und so bald es in meinem Gefängnisse ganz finster geworden war, befreite ich mich von meinen Fesseln, und mit Hilfe des langen Bolzens entfernte ich leicht einen großen Schloßhaken aus seiner Stelle, in welchem das eine Ende eines quer über die ganze Thür gehenden Riegels ruhte. Die Haspen, die das Schloß festhielten, ließen sich fast ohne Anstrengung herausziehen und die Thür flog jetzt durch ihr eigenes Gewicht auf.

Ich ging in den Gefängnißhof und fand Alles still. Nur wenig Fenster in den Häusern der Nachbarschaft waren erhellt. Zuerst ging ich langsam auf der Straße hin, beschleunigte jedoch bald meinen Schritt und eilte auf der Landstraße vorwärts, bis ich über eine Meile vom Gefängniß war; dann wendete ich mich dem Walde zu und wanderte die ganze Nacht in nördlicher Richtung. Bei Tagesanbruch verbarg ich mich in einem Cederndickicht, wo ich bis zum nächsten Abend blieb, ohne einen Bissen zu essen.

In der zweiten Nacht nach meiner Flucht ging ich bei Hoe's-Ferry in einem kleinen Boote, das ich neben der Fähre angebunden fand, über den Potomak, und in der

folgenden Nacht setzte ich in einem Kahne, der am Ufer angebunden war, über den Patuxent.

Um ein Uhr Morgens erreichte ich die Thür der Hütte meiner Frau. Ich blieb, glaube ich, länger als fünf Minuten davor stehen, bevor ich mich soweit zu sammeln vermochte, um anzuklopfen. Endlich pochte ich sanft an die Thür, und sogleich fragte die wohlbekannte Stimme meiner Frau: „Wer ist da?“ — „Charles,“ antwortete ich. Sie kam hierauf an die Thür, öffnete sie langsam und sagte: „Wer ist das, der die Stimme meines Mannes nachahmt?“ Ich stürzte nun in die Hütte und gab mich ihr zu erkennen, aber es verging einige Zeit, bevor ich sie überzeugen konnte, daß ich wirklich ihr aus Georgia wiedergekehrter Gatte wäre. Die Kinder wurden jetzt geweckt, aber sie hatten mich vergessen.

Als ich sie in meine Arme nehmen wollte, flohen sie vor mir und versteckten sich unter das Bett ihrer Mutter. Mein ältester Knabe, der vier Jahre zählte, als ich hinweggeführt wurde, erinnerte sich noch dunkel, einst einen Vater gehabt zu haben, konnte jedoch nicht glauben, daß ich dieser Vater wäre. Meine Frau, die Anfangs von Staunen und Ueberraschung fast überwältigt war, als sie mich wieder in ihrer Hütte sah, und ihren eignen Augen nicht zu trauen vermochte, schien, nachdem ich einige Minuten im Hause gewesen, wie aus einem Traume zu erwachen; sie nahm ihre drei Kinder in die Arme, warf sie mir, während ich in der Ecke saß, in den Schooß, schlug ihre Hände zusammen und lachte und weinte wechselsweise. In ihrem Entzücken vergaß sie, mir etwas zu essen zu geben, bis ich endlich sagte, daß ich hungrig wäre. Bevor ich das Haus betrat, war mir gewesen, als könnte ich Alles nur irgend Eßbare verzehren; jetzt aber war der Appetit ver-

schwunden, als ich zu essen versuchte, und ich blieb die ganze Nacht mit meiner Frau und den Kindern auf.

Unterwegs war ich nur darauf bedacht gewesen, die Heimat zu erreichen, und hatte nie erwogen, daß ich daheim noch immer in Gefahr sein könnte; jetzt aber, nachdem die Mühseligkeiten vorüber waren, begann ich zu überlegen, ob ich auch in Sicherheit in Calvert-County erscheinen könnte, wo doch Jedermann wußte, daß ich ein entlaufener Sklave war. Mein Herz bebte vor Freude, wenn ich auf Frau und Kinder blickte, die nicht gehofft hatten, mich jemals wiederzusehen; doch bangte mir zugleich vor dem kommenden Tage, wo ich als flüchtiger Sklave ergriffen werden konnte; so brachte ich die Nacht zwischen der Glückseligkeit der Gegenwart und der Besorgniß vor der Zukunft zu. Unter all den Mühen, Gefahren und Leiden meiner langen Reise hatte mich der Muth nie verlassen. Die Hoffnung, Weib und Kinder wiederzusehen, hatte mich siegreich durch Gefahren geführt, deren ich jetzt selbst als eines wilden Traumes gedenke; als ich mich aber in Ruhe unter dem Dache der Meinen fand, als ich das Ziel meiner Mühen erreicht sah und meine Energie durch nichts mehr gereizt und aufgestachelt wurde: da wich jene feste Entschlossenheit, die mich so lange aufrecht erhalten, plötzlich aus meinem Busen, und während ich im Kreise der Meinigen die Nacht hinbrachte, bedrückte mich eine trübe Ahnung meines künftigen Schicksals. Der Gedanke, daß ich durchaus unfähig war, meiner eigenen Familie Schutz und Sicherheit zu gewähren, ja, daß ich selbst noch weit hilfloser war als sie, quälte mein Inneres, das abwechselnd von Regungen der Liebe und Bangigkeit bewegt ward, bis der Tag im Osten dämmerte und mich mahnte, hinsichtlich meines künftigen Verhaltens einen Entschluß zu fassen.

Als der Morgen kam, ging ich nach dem großen Hause und stellte mich dem Herrn und seiner Gattin vor; beide begegneten mir sehr gütig und gaben mir ein gutes Frühstück. Herr Symmes rieth mir Anfangs, mich zu verbergen; bald nachher sagte er jedoch, ich möchte in der Umgegend um Lohn arbeiten. Ich vermiethete mich daher bei den Farmern der Gegend, bis der Krieg ausgebrochen und Commodore Barney mit seiner Flottille in den Patuxent gekommen war; alsdann trat ich in Dienst am Bord eines seiner Boote und wurde bisweilen als Matrose, bisweilen als Schiffskoch beschäftigt.

Ich war erst einige Tage am Bord gewesen, als die britische Flotte im Patuxent einlief und unsere Flotille weit im Flusse hinauftrieb. Ich war gegenwärtig, als man die Flotille in die Luft sprengte und half auf dem Boote, zu dem ich gehörte, diese Operation ausführen.

Ich marschirte mit Barney's Truppen von Benedict nach Bladensburg; wir kamen auf diesem Wege fast nur durch tiefe Wälder oder zahlreiche und dichte Cederndickichte.

Als wir Bladensburg erreichten und die Leute der Flotille, mit ihren Hirschfängern bewaffnet, aufmarschirten, um ihre Geschütze zu bedienen, meldete ich mich freiwillig zu diesem Dienste und kam an die erste Kanone, zur Linken des Commodores. Auf diesem Posten blieb ich, bis der Commodore von einer Kugel getroffen sank und uns, wie ich von dem Offiziere, der unsere Kanone kommandirte, erfuhr, den Rückzug befahl.

Erst im December 1813 war ich unter Commodore Barney in den Dienst getreten; da ich mich aber im Sommer des genannten Jahres in Calvert-County aufhielt, hatte ich, schon bevor ich selber das Waffenhandwerk ergriff, reiche Ge-

legenheit, die Uebel mit anzusehen, die der Krieg in seinem Gefolge hat.

Ich war seit den ersten Märztagen bis Ende Mai auf einer Fischerei an der Patuxentmündung beschäftigt gewesen, als ein britisches Kriegsschiff im Flusse erschien und seine Boote abschickte, um uns von der Fischerei zu vertreiben. Es gab daselbst nicht viel zu zerstören, doch zerschnitt der Feind die Netze und verbrannte die zur Fischerei gehörigen Gebäude. Darauf marschirte er zwei Meilen weiter ins Land, brannte das Haus eines Pflanzers nieder und trieb mehrere Rinder vom Felde weg. Auch entführte er mehr als zwanzig Sklaven, die ihrem Eigenthümer nie zurückgegeben wurden, obwohl dieser am folgenden Tage mit einer Parlementärfahne an Bord des Schiffes ging und ein bedeutendes Lösegeld für diese Sklaven anbot.

Dies waren meines Wissens die ersten Neger, die zu den Briten desertirten, obwohl dieser Gebrauch in der Folge sehr gewöhnlich ward. Im Laufe dieses Sommers, sowie in dem des folgenden Jahres, 1814, entliefen mehrere tausend Neger ihren Herren und flüchteten auf die britische Flotte. Von diesen Leuten erhielten die Eigenthümer keinen einzigen wieder, denn die britischen Seeoffiziere behandelten sie als freie Leute und stellten sie militärischen Deserteurs gleich.

Im Herbst dieses Jahres verlor eine Dame, Namens Wilson, die über hundert Sklaven besaß, in einer einzigen Nacht all ihre Leute, mit Ausnahme eines Mannes, der Weib und Kinder auf einer benachbarten Pflanzung hatte und sich mitzugehen weigerte, weil ihn die strenge Bewahrung seiner Familie hinderte, auch diese mitzunehmen.

Dies war der härteste Schlag, der im Laufe des Krieges noch irgend Jemand in unserer Gegend betroffen hatte, und

der Fall erregte viele Theilnahme, weil eine Dame darunter zu leiden hatte. Eine große Anzahl Herren traten zusammen, um über ein Mittel zur Wiedererlangung der flüchtigen Sklaven zu rathschlagen. Sie beschlossen, eine Deputation mit einer Parlamentärflagge an Bord der Flotte zu senden, um die Auslieferung der Deserteure, sei es als Sache der Gefälligkeit oder gegen Lösegeld, zu vermitteln. Man hoffte übrigens, die Flüchtigen zur freiwilligen Rückkehr in den Dienst ihrer Gebieterin, die sie niemals mit großer Strenge behandelt hatte, bewegen zu können.

Um womöglich diesen letztern Zweck zu erreichen, forderte man mich auf, die Deputation als angeblicher Diener eines der Herren zu begleiten; in Wahrheit sollte ich jedoch als Advokat der Dame den entflohenen Sklaven gegenüber meine Beredtsamkeit geltend zu machen suchen.

Nachmittags gingen wir an Bord des Schiffes und ich bemerkte, daß die Herren Deputirten von den britischen Offizieren nicht sehr artig empfangen wurden. Der Capitän zeigte sich nicht auf dem Verdeck und ließ auch die Herren nicht in seine Kajüte einladen. Man wies sie in ein großes viereckiges Gemach unter dem ersten Verdecke des Schiffes, und hier fanden sich viele Offiziere ein, um mit ihnen zu sprechen und ihnen Fragen in Betreff des Krieges und über den Zustand des Landes vorzulegen.

Die sämmtlichen Flüchtlinge befanden sich am Bord dieses Schiffes, und ich bemühte mich in der That, sie zur Rückkehr zu bewegen; sie träumten jedoch Alle nur von Freiheit und Glück auf einer der westindischen Inseln.

Am Nachmittage kehrten die Herren, mit Ausnahme eines einzigen, in dem Boote, das sie gebracht hatte, nach

Hause zurück. Der Herr, der am Bord blieb, war ein junger Mann von einnehmendem Wesen, und seine muntere Unterhaltungsgabe schien ihn, noch ehe die anderen Herren das Schiff wieder verlassen hatten, zum Liebling der jüngeren britischen Offiziere gemacht zu haben. Der Capitän erlaubte diesem Herrn, einige Tage am Bord zu bleiben, angeblich um die Merkwürdigkeiten des Schiffes zu besehen. Zugleich erhielt er auch Erlaubniß, mich als seinen Diener am Bord zu behalten, und ich wurde angewiesen, alles Mögliche zu thun, um die flüchtigen Sklaven zur Rückkehr zu ihrer Gebieterin zu bewegen. Das Schiff lag der Küste von Calvert-County gegenüber vor Anker; in der zweiten Nacht, nachdem ich an Bord gekommen, lichtete es jedoch sammt der ganzen Flotte aus mir unbekannten Gründen die Anker und segelte die Bay hinab in die Nähe der Tangier-Inseln, wo es bald nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen wieder vor Anker ging. Ich befand mich jetzt mindestens siebzig bis achtzig Meilen von der Heimat und zwar auf einem feindlichen Schiffe, und in Gefahr, vielleicht nach der fernsten Weltgegend transportirt zu werden. Meine Unruhe steigerte sich, als um die Mittagszeit dieses Tages eine Schaluppe neben unserm Schiff vor Anker ging und alle bei uns befindlichen Neger sofort an Bord dieser Schaluppe gebracht wurden. Man forderte mich auf, ja man drang in mich, mit den Andern zu gehen, die, wie man mir sagte, nach der westindischen Insel Trinidad gebracht würden, wo sie Land erhalten und frei sein sollten. Ich sagte vielen Dank für dies freundliche Anerbieten, lehnte es aber respektvoll ab, indem ich erklärte, ich wäre bereits ein freier Mann und könnte, wenn ich auch selber kein Land besäße, doch von andern Leuten dessen in Menge zur Bestellung erhalten.

Abends lichtete die Schaluppe die Anker und steuerte, mit mehr als zweihundert und funfzig Negern an Bord, die Bai hinab. Ich folgte ihr mit dem Auge, während sie von uns hinwegsegelte, bis sie meinem Blicke durch die Dunkelheit der Nacht entzogen wurde. Am Morgen war nichts mehr von ihr zu sehen. Was aus der unglücklichen Schaar flüchtiger Neger geworden, die dieses Fahrzeug auf die See führte, habe ich nie erfahren.

Meine Mission war nun zu Ende, und ich ersuchte an diesem Abend den Herrn, unter dessen Obhut ich mich befand, womöglich unsre baldige Zurücksendung nach Calvert zu vermitteln. Mein Protektor schien nicht weniger in Verlegenheit zu sein als ich, und benachrichtigte mich, daß die Offiziere des Schiffes erklärt hätten, sie würden uns unter vierzehn Tagen nicht ans Land setzen. Ich mußte mich also in meiner Haft am Bord in Geduld fassen, und unterhielt mich durch Gespräche mit den Matrosen, denen ich meine frühere Lebensweise auf den Tabaks- und Baumwollenpflanzungen schilderte, während sie mir dagegen lange Geschichten von ihren Seeabenteuern und den Schlachten, denen sie beigewohnt, erzählten.

Ich lebte ganz gut am Bord dieses Schiffes, da man mich an einer Tischgesellschaft theilnehmen ließ. Diese Artigkeit suchte ich zu vergelten, indem ich ihnen manchen nützlichen Fingerzeig in Betreff des Fischfangs in der Bai gab.

Dies große Schiff lag gleich einem gewaltigen Castell ruhig vor Anker; es waren aber viele kleine Fahrzeuge vorhanden, die der Flotte als Tender dienten, und diese segelten beständig bei Tag und bei Nacht die Bai auf und ab, um Alles zu verfolgen, was ihnen in den Wurf kam und was sie

den Amerikanern abnehmen konnten. Während ich am Bord war, sah ich mehr als dreißig Schiffe, meist Baifahrzeuge, nach unserm Ankerplatze bringen und, nachdem man ihnen alles Werthvolle entnommen, verbrennen. Die Mannschaften dieser Fahrzeuge machte man zu Gefangenen und vertheilte sie auf die verschiedenen Schiffe der Flotte, bis sie nach Halifax oder Westindien geschafft werden konnten. Eines Tages sah man einen kleinen Schooner aus der Mündung des Nanticoke kommen und die Bai hinaufsteuern. Sofort machten mehrere der kleinen zur Flotte gehörigen Fahrzeuge Jagd auf ihn, und ich beobachtete sie, bis ich am Abend ihre Segel nicht mehr erkennen konnte; aber am nächsten Tage kehrten die britischen Fahrzeuge zurück und brachten den kleinen Schooner, auf dem sich als Bemannung nur der Eigenthümer, der die Stelle des Capitäns versah, und zwei Schiffer befanden. Außerdem hatte er ungefähr sieben Passagiere am Bord. Man nahm sämmtliche Personen aus diesem kleinen Fahrzeuge, und nachdem man auch die Ladung, die aus Mais bestand, daraus entfernt hatte, verbrannte man es vor den Augen des Besitzers, dem das Schauspiel sehr zu Herzen zu gehen schien; er sagte, das Fahrzeug wäre Alles, was er auf der Welt besäße und seine Frau und Kinder wären jetzt Bettler. Passagiere und Bemannung dieses kleinen Fahrzeugs wurden sämmtlich als Kriegsgefangene auf unserm Schiffe zurückbehalten und man schloß sie jede Nacht in einem Raume im untersten Verdeck ein. In diesem Gemache befanden sich mehrere Stückpforten, die man offen ließ, um den Gefangenen frische Luft zu gewähren.

Nachdem diese Leute drei bis vier Tage am Bord gewesen, band eine Bootsmannschaft, die am Abend irgendwo auswärts gewesen, als sie zurückkehrte, das Boot mit einem

langen Seil an einem der Ziehtaue des Schiffes fest, so daß es dicht bei den Schiffsbacken auf dem Wasser blieb. Bald nach Einbruch der Nacht trieb die Fluth das Boot längs der Seite des Schiffes hin, bis es sich unter den Stückpforten des Gemachs der Gefangenen befand. Die Nacht war dunkel und warm. Ich hatte mir eine Stelle auf dem Verdeck gewählt, wo ich ruhig lehnte und aufs Wasser hinabschaute, als ich durch ein Geräusch unter mir aufmerksam gemacht wurde; es klang, als fiele etwas in das Boot, das unten neben dem Schiffe lag. Trotz der Dunkelheit konnte ich menschliche Gestalten unterscheiden, die aus den Stückpforten ins Boot stiegen. Binnen weniger als zwei Minuten hatten neun Personen das Boot betreten; dann hörte ich ein leises Flüstern, wovon ich nichts verstehen konnte, aber gleich nachher sah ich das Boot mit der Fluth hinwegtreiben, woraus ich erkannte, daß es losgebunden war und daß sich die Gefangenen darin befanden. Ich sagte nichts und bald war mir das Boot aus den Augen. Es war indeß noch nicht lange fort, als die Wache auf dem Verdeck bei mir vorüberkam, über die Seite des Schiffs hinabsah und dem Offizier auf dem Verdeck zurief, daß das Boot weg wäre. Der Offizier beauftragte sofort Jemand in den untern Räumen, das Gemach der Gefangenen zu untersuchen, und erhielt zur Antwort, daß die Gefangenen entflohen wären. Sofort wurde unter mir eine Kanone gelöst; die Schiffsglocken läuteten; man ließ zahlreiche Leuchtkugeln steigen, die einen Bogen in der Luft beschrieben und die Wasserfläche bis zu dem Punkte, wo sie niederfielen, erleuchteten. Alle andern Schiffe der Flotte antworteten durch Kanonenschüsse, durch Auswerfen von Leuchtkugeln und Läuten. So schleunig als möglich gingen drei Boote von unserm Schiffe ab, um den Gefangenen nachzusetzen; aber nachdem sie

über eine Stunde ausgewesen, kamen sie ohne die Geflüchteten zurück.

Das ganze Manöver gewährte übrigens eine der schönsten Nachtscenen, die man sich vorstellen kann.

Einer der Gefangenen war im Schiffe geblieben, weil ihm der Muth gefehlt hatte, das kühne und gefährliche Wagstück, in des Schiffes eigenem Boote zu flüchten, mit seinen Gefährten zu unternehmen. Am Morgen theilte er den Offizieren den Plan der Entflohenen mit. Um jedes Geräusch zu vermeiden, hatte einer der Gefangenen seinen Rock ausgezogen und ein Ruder damit umwickelt, um das Boot damit aus dem Bereiche der Flotte zu bringen, bis sie sich beider Ruder würden bedienen können. Wir lagen zwar der Westküste weit näher als der Ostküste, aber der Gefangene erklärte, seine Gefährten wären gleichwohl entschlossen gewesen, nach der Ostküste zu rudern. Während nun alle Boote, die von unserm Schiffe abgingen, nach der Westküste ruderten, waren die Gefangenen ungesehen entkommen.

Der Capitän war äußerst aufgebracht über die Flucht dieser Gefangenen und schwur, er würde sich bald an den Yankees zu rächen wissen. Uebrigens hielt er auch Wort, denn schon am nächsten Tage schickte er eine Expedition, bestehend aus elf großen Booten und mehr als zweihundert Mann, nach der Westküste, wo sie landeten, drei Häuser mit allen Geräthschaften niederbrannten und eine große Anzahl Rinder tödteten.

Nachdem wir neun Tage am Bord gewesen, bewegte sich die Flotte wieder die Bai hinauf, und als wir der Mündung des Potomak gegenüber waren, sendete der Capitän den jungen Herrn, in dessen Dienst ich war, und zugleich auch mich ans Land.

Ich blieb bei der Armee bis nach der Erstürmung von Washington und half bei der Vertheidigung Baltimore's; im Herbst 1814 nahm ich jedoch meinen Abschied und ernährte mich nunmehr in Baltimore als freier Neger. Seit dieser Zeit bis zum Jahre 1820 arbeitete ich an verschiedenen Orten in Maryland, zuweilen in Baltimore oder in Annapolis und häufig auch in Washington. Meine Frau starb im Jahre 1816 und seit dieser Zeit war ich nur selten in Calvert-County. Ich erfreute mich einer trefflichen Gesundheit und in Folge steter Sparsamkeit sah ich mich im Jahre 1820 im Besitze einer Summe von dreihundert und funfzig Dollars, die ich durch meine Arbeit erworben hatte.

Ich zog jetzt in die Gegend von Baltimore, kaufte ein Stück Land, das zwölf Acker umfaßte, erbaute ein kleines Haus darauf und wurde ein Farmer für meine eigne Rechnung und auf meinem eignen Grund und Boden. Ich kaufte ein Gespann Ochsen und zwei Kühe und besuchte jetzt regelmäßig den Markt in Baltimore, wo ich die Erzeugnisse meiner eigenen Farm und Milchwirthschaft verkaufte. Im Laufe etlicher Jahre verbesserte ich meine kleine Farm bedeutend und brachte meinen Viehstand auf vier Kühe, abgesehen von verschiedenem kleinern Vieh. Ich lebte sehr glücklich und hatte Ueberfluß an Allem, was zum Leben nothwendig ist. Auch heirathete ich wieder und meine zweite Frau schenkte mir vier Kinder. Ich glaubte jetzt einem sorgenfreien und behaglichen Alter entgegenzugehen; — aber ich sollte nur zu bald aus diesem freundlichen Traume erwachen.

Elftes Kapitel.

Als ich eines Tags im Juni 1830 auf meinem Felde pflügte, ritten drei Herren heran, stiegen von ihren Pferden, kamen über die Einfriedigung und näherten sich mir; der Eine sagte mir, er wäre der Sheriff und hätte einen Verhaftsbefehl in der Tasche, auf Grund dessen er mich nach Baltimore mitnehmen müßte. Ich war mir nicht bewußt, mich gegen irgend Jemand vergangen zu haben, doch kamen mir diese Männer, die mir sämmtlich fremd waren, verdächtig vor. Ich erklärte mich bereit, ihnen zu folgen, wenn sie mich erst meine Ochsen vom Pfluge spannen lassen wollten; ich gedachte dabei Gelegenheit zu finden, mich nach dem Hause eines Herrn, der ungefähr eine Meile von mir wohnte, zu flüchten. Leider sollte ich diesen Zweck nicht erreichen, denn während ich die Ochsen abspannte, trat einer der Herren hinter mich und schlug mich mit einer schweren Peitsche zu Boden.

Als ich mich von der betäubenden Wirkung dieses Schlages erholte, waren mir die Hände auf den Rücken gebunden und meine Arme mit starken Stricken umschnürt. In diesem Zustande mußte ich sogleich den Weg nach Baltimore antreten, ohne erst mit meiner Frau sprechen oder auch nur meine Schwelle überschreiten zu dürfen. Ich erwartete, bei der Ankunft in Baltimore vor einen Richter geführt und verhört zu werden; hierin täuschte ich mich jedoch. Sie führten mich nach dem Stadtgefängniß und sperrten mich daselbst mit meh-

reren andern Negern, Männern sowohl als Weibern, ein, die mir sagten, daß sie kürzlich von einem Sklavenhändler aus Georgien gekauft worden wären.

Nun begriff ich den ganzen Umfang meines Unglücks, konnte jedoch nicht erfahren, wer die Personen wären, die mich aufgegriffen hatten. Am Abend kam indeß einer dieser Herren mit dem Schließer ins Gefängniß und fragte mich, ob ich ihn erkannt hätte. Ich antwortete verneinend und er äußerte, ich wäre ihm sehr wohl bekannt; zugleich fragte er, ob ich mich nicht erinnerte, wie ich von ihm und seinem Bruder vor meines Herrn Thür in Georgien gepeitscht worden wäre?

Jetzt erkannte ich die Züge des jüngern der beiden Brüder meiner ehemaligen Gebieterin; dieser Mann hatte sich jedoch seit jener Zeit so stark verändert, daß ich ihn ohne seine eigne Angabe nie erkannt haben würde.

Nachdem wir etwas länger als vierzehn Tage mit Ketten beladen im Gefängniß gelegen hatten, wurden meine Mitgefangenen und ich eines Tages paarweise aneinander geschlossen und auf diese Weise zehn Meilen von Baltimore transportirt, worauf wir übernachteten.

Am Abend des zweiten Tages machten wir in Bladensburg Halt und wurden in einem kleinen Hause eingesperrt, das eine freie Aussicht über die nämlichen Felder gewährte, wo ich vor sechzehn Jahren in den Reihen der Armee der Vereinigten Staaten für die Freiheit und Unabhängigkeit dessen gekämpft hatte, was ich damals als mein Vaterland betrachtete.

Es fiel mir jetzt ein, wie ganz anders meine Lage gegenwärtig sein würde, wenn ich an jenem Tage desertirt und zu den Feinden der Vereinigten Staaten übergegangen wäre.

Und dies, dachte ich, ist der Lohn für die Gefahren und Anstrengungen, denen ich mich in jener unglücklichen Schlacht unterzog.

Am nächsten Morgen marschirten wir durch Washington und als wir vorm Hause des Präsidenten vorbei kamen, sah ich einen alten Herrn unter den Anlagen unweit der Thür spazieren. Man sagte mir, das dieser Herr der Präsident der Vereinigten Staaten war.

Vier Wochen später befand ich mich zu Milledgeville in Georgien, in dessen Nähe der Mann wohnte, der mich entführt hatte. Er nahm mich mit nach seinem Hause und ließ mich auf seiner Pflanzung arbeiten; ich hatte jedoch der Freiheit bereits zu lange genossen, um mich ferner der Sklaverei gelassen fügen zu können. Kaum war ich an diesen Ort gekommen, als ich auch schon auf Mittel dachte, den Händen meiner Tyrannen wieder zu entgehen und nach den nördlichen Staaten zu flüchten.

Der Augustmonat näherte sich jetzt, der die günstigste Jahreszeit zum Reisen ist, weil die Maisfelder und Obstgärten alsdann Nahrungsmittel in Menge bieten; ich gedachte jedoch der außerordentlichen Leiden, die ich auf meiner frühern Reise aus dem Süden erduldet hatte und war entschlossen, womöglich ein Verfahren auszumitteln, das mich vor derartigem Ungemach bewahren sollte.

Nachdem ich mehrere Wochen hin und her gesonnen hatte, beschloß ich, nach einem der Seehäfen zu flüchten und mir womöglich die Ueberfahrt am Bord eines nach Norden segelnden Schiffes zu sichern. Von diesem Plane erfüllt, gab ich mir den Anschein, als wäre ich hinsichtlich der neuen Gestaltung meines Schicksals resignirt und gefaßt; ja ich ging so weit, meinem neuen Herrn zu sagen, daß ich das Leben auf

seinen Baumwollenfeldern ruhiger und bequemer fände, als auf meiner eigenen kleinen Farm in Maryland; indeß wird mir wohl mein Herr die Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, meinen derartigen Versicherungen keinen Glauben zu schenken.

Seit dem Augenblicke, wo ich in Maryland entdeckte, daß ich in die Hände des Bruders meiner ehemaligen Gebieterin gefallen war, hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, sein Recht, mich zu ergreifen, auf dem Wege des Gesetzes mit Erfolg bestreiten zu können, denn ich setzte voraus, daß er mit Vollmacht erschienen wäre, mich als das Eigenthum seiner Schwester in Beschlag zu nehmen; als ich aber nach Georgien zurückgekehrt war und einige Wochen auf der Pflanzung meines neuen Herrn gearbeitet hatte, erfuhr ich, daß er mich jetzt für seinen eignen Sklaven ausgab und das Gerücht verbreitet hatte, als hätte er mich in Baltimore gekauft. Es war mir jetzt klar, daß mich dieser Mann, nachdem er irgendwie meinen Wohnort erfahren, einfach geraubt hatte und nun ohne auch nur einen Schatten rechtlichen Anspruchs als seinen Sklaven hielt. Aber Beschwerde von meiner Seite war unnütz und Widerstand vergebens.

Ich sah mich wieder in die Lage eines gewöhnlichen Feldsklaven auf einer Baumwollenpflanzung Georgiens versetzt und gezwungen, von der äußerst kargen und schlechten Kost zu leben, die man den Sklaven im Süden gewährt. Ich war fast zwanzig Jahre aus Georgien entfernt gewesen und während dieser Zeit hatten allerdings sowohl in Betreff des Landes, als in den gesellschaftlichen Zuständen große Veränderungen stattgefunden.

Ich war nie in Milledgeville gewesen, bis ich durch den Mann, der mich in Maryland geraubt hatte, dorthin

gebracht wurde; und jetzt war ich ein Sklave, mitten unter Fremden und hatte keinen Freund, der tröstliche Worte an mich richtete, wie ich sie früher von meinem Herrn in Morgan-County vernommen hatte. Die Pflanzung, auf der ich jetzt Sklave war, hatte ehemals dem Vater meiner Gebieterin gehört, und einige meiner Mitsklaven hatten die letztere in ihrer Jugend recht wohl gekannt. Von diesen Leuten erfuhr ich, daß nach dem Tode meines Herrn und meiner Flucht die Wittwe sich aufs Neue verheirathet hatte und mit ihrem Gatten vor funfzehn Jahren nach dem Staate Louisiana gezogen war.

Diese Umstände machten es ganz zweifellos, daß mein gegenwärtiger Herr durchaus keinen rechtlichen Anspruch auf meinen Besitz hatte; ich beschloß daher, bevor ich mich den mit meiner zweiten Flucht aus Georgien nothwendig verknüpften Gefahren und Leiden unterzöge, den Schutz der Landesgesetze anzurufen und auf diesem Wege die Befreiung aus meiner gegenwärtigen ungerechten Sklaverei zu versuchen. Zu diesem Zwecke ging ich eines Sonntags nach Milledgeville und fragte einen Neger, den ich auf der Straße traf, nach einem Advokaten. Er sagte mir, sein Herr wäre ein Advokat, und ging mit mir nach seinem Hause.

Der Advokat erklärte, nachdem er einige Zeit mit mir gesprochen, mein Herr wäre sein Client und er könnte daher meine Sache nicht übernehmen; er wies mich indeß an einen jungen Herrn, der, wie er sagte, sich meiner Angelegenheit annehmen würde. Ich begab mich also zu diesem jungen Manne, der, nachdem ich ihm meine ganze Geschichte erzählt hatte, äußerte, er würde wahrscheinlich nichts für mich thun können, da ich keine Zeugen hätte, um meine Freiheit zu beweisen.

Ich entgegnete, es wäre doch hart, daß ich gezwungen sein sollte, selber meine Freiheit zu beweisen, und daß es vernunftgemäßer sein dürfte, wenn man meinen Herrn beweisen ließe, daß ich Sklave wäre. Er versicherte mir dagegen, so verhielte es sich nicht nach den Gesetzen Georgiens, wo man jeden Farbigen als Sklaven ansähe, wofern er seine Freiheit nicht beweisen könnte; übrigens müßte ich ihm ein Honorar zahlen, wenn ich erwartete, daß er sich meiner Sache annehmen sollte. Ich gab ihm darauf all das Geld, was ich seit meiner Ankunft in Georgien zu erwerben vermocht hatte, nämlich zwei Dollars und fünfundsiebzig Cents.

Als ich ihm dies Geld anbot, warf er den Kopf mit verächtlicher Miene zurück und sagte, es lohnte nicht der Mühe, eine solche Kleinigkeit anzunehmen; gleichwohl nahm er es und fragte dann, ob ich vor dem nächsten Sonntag nicht noch etwas mehr schaffen könnte. Wenn ich noch einen Dollar brächte, wollte er meine Sache beim Gericht anhängig machen; ich müßte mich jedoch, falls er meine Freilassung auswirkte, verpflichten, ihm ein Jahr lang zu dienen. Diese Bedingungen ging ich ein und unterzeichnete ein Papier, das der Advokat schrieb und welches von zwei Personen als Zeugen mit unterschrieben wurde.

Der Bruder meines angeblichen Herrn lebte noch in dieser Gegend und der Advokat rieth mir, ihn als Zeugen aufzurufen, um zu bestätigen, daß ich nicht der Sklave meines gegenwärtigen vorgeblichen Herrn wäre.

Am Mittwoch nach meinem Besuche in Milledgeville kam der Sheriff auf meines Herrn Pflanzung und holte mich aus dem Felde nach dem Hause. Unterwegs sagte er mir, er hätte den gerichtlichen Befehl, mich nach Milledgeville zu bringen. Anstatt indeß diesem Befehle zu gehorchen,

begnügte er sich, als wir ins Haus kamen, mit der schriftlichen Verpflichtung meines Herrn, mich am nächsten Freitage vor Gericht zu stellen; darauf ritt er fort und überließ mich der Gnade meines Räubers.

Seit ich auf dieser Pflanzung war, hatte man mich noch nicht gepeitscht, obwohl alle andern Sklaven, deren über funfzig waren, häufig und ohne besondern Anlaß gepeitscht wurden. Meine Ruhe vor der Peitsche hatte ich zeither nur der Furcht meines Herrn zu danken gehabt. Er wußte, daß ich seiner Schwester in Folge ihrer Grausamkeit und seines eignen barbarischen Verfahrens entlaufen war und vermuthlich fürchtete er, daß eine Wiederholung seiner Barbarei auch die nämliche Wirkung wie vor zwanzig Jahren hervorbringen könnte.

Aber seine übeln Leidenschaften waren, gleich dem Feuer unter der Asche, versteckt, jedoch nicht erloschen. Er sah jetzt, daß ich auf alle Fälle entschlossen war, nach der Wiedererlangung meiner Freiheit zu streben, und kaum war der Gerichtsbote gegangen, als man den Aufseher vom Felde kommen ließ. Man band mich und ich wurde mit der langen Negerpeitsche gegeißelt, bis ich ohnmächtig ward. In diesem Zustande schaffte man mich nach meiner Wohnung im Quartier. Es war Nacht, als ich wieder so weit zur Besinnung kam, um meine wahre Situation zu begreifen. Man hatte meine Wunden mit Fett eingerieben und mich in ein Stück reine Leinwand gehüllt; ich war jedoch mehrere Tage unfähig, das Bett zu verlassen. Als der Freitag erschien, schaffte man mich nicht nach Milledgeville, und ich erfuhr später, daß mein Herr dem Gericht gemeldet hatte, ich könnte plötzlicher Krankheit wegen das Haus nicht verlassen. Um die Ursache meiner Krankheit bekümmerte sich der Richter nicht.

Nach vierzehn Tagen führte man mich nach Milledgeville und stellte mich vor einen Richter, der zunächst meinen Herrn befragte, wie lange er mich besessen und wo er mich gekauft hätte. Er erklärte in meiner Gegenwart, mich nebst mehreren Andern in einer öffentlichen Versteigerung in der Stadt Baltimore gekauft und fünfhundert und zehn Dollars für mich bezahlt zu haben. Mir war nicht erlaubt, zum Gerichte zu sprechen, geschweige diese Lüge in verdienter Weise zu widerlegen.

Darauf rief mein Advokat den Bruder meines Herrn als Zeugen auf; der Zeuge weigerte sich aber, sich vereidigen oder befragen zu lassen, weil er mich gleichfalls als sein Eigenthum beanspruchen könnte. Er producirte einen von meinem Herrn an ihn ausgestellten Verkaufsschein, wodurch er nachwies, daß er den Sklaven Charles zur Hälfte erkauft hätte. Das Datum dieses Papiers war mehrere Wochen älter, als der Gerichtstermin und gab Anlaß zu einem Streite zwischen den gegnerischen Advokaten, welcher fortdauerte, bis die Sitzung am Abend vertagt wurde.

Am nächsten Morgen ward ich wieder vors Gericht gebracht und der Richter sprach jetzt seine Meinung dahin aus, daß man den Zeugen nicht zwingen könnte, Zeugniß in einer Sache abzulegen, wobei er, wenn auch nicht nominell, doch thatsächlich Partei wäre.

Das Gericht schritt jetzt zur Entscheidung in der vorliegenden Sache und erklärte, es gälte die gesetzliche Bestimmung in Georgien, daß man jeden Neger als Sklaven zu betrachten hätte, bis er durch unbestreitbare Zeugnisse seine Freiheit bewiese. Fände sich ein Neger in der Verwahrung eines Weißen, dann erklärte das Gesetz diesen Weißen für den Herrn des Negers, ohne daß es eines Beweises bedürfte. Nun

wäre aber der dem Gerichte vorliegende Fall außerordentlich einfach und frei von jedem Zweifel und jeder Schwierigkeit. Hier hätte nämlich der Herr diesen Sklaven Charles als sein Eigenthum in den Staat Georgien gebracht, hätte ihn seitdem stets als Sklaven gehalten und hielte ihn noch gegenwärtig als Sklaven. Der Titel des Herrn begründete in diesem Falle aufs vollkommenste das Recht, das Jemand auf ein Eigenthum haben könnte, und daher entschied der Gerichtshof, das der Sklave Charles in die Hände seines Herrn zurückgegeben werden sollte.

Ich erhielt auf der Stelle Befehl, nach Hause zurückzukehren, und seit diesem Tage bis zu meinem Abschiede von der Pflanzung war mein Leben eine fortgesetzte Qual. Oft kam der Aufseher im Felde zu mir und gab mir aus bloßem Muthwillen mehrere Hiebe mit seiner langen Peitsche über den bloßen Rücken; oft auch zwang man mich, nachdem ich mein Tagewerk im Felde vollbracht, Holz zu spalten oder andere Arbeiten im Hause bis lange nach Dunkelwerden zu verrichten. Meine Leiden waren zu groß, als daß sie ein menschliches Wesen lange hätte ertragen können, und doppelt quälend mußten sie für einen Mann sein, der einmal die Süßigkeit der Freiheit gekostet hatte.

Keine Gefahr konnte mich einschüchtern, wenn die Straße, auf der ich ihr begegnen sollte, zur Freiheit führte. Die Jahreszeit, welche die Flucht aus der Knechtschaft am meisten begünstigte, war endlich gekommen. Der Mais auf den Feldern war hinreichend entwickelt, um zum Rösten zu taugen; die Pfirsichen begannen zu reifen und die Kartoffeln waren bereits eßbar; trotz alldem waren jedoch die Schwierigkeiten, die mich umringten, größer, als sich derjenige, der

niemals Sklave im Unterlande Georgiens gewesen ist, vorzustellen vermag.

Erstlich war ich fast nackt, denn ich hatte keine andern Kleider als ein zerlumptes Packleinwandhemd und ein Paar alte Hosen von dem nämlichen Stoffe, nebst einer alten wollenen Jacke, die ich mit aus der Heimat gebracht hatte. Ferner wurde ich allabendlich, bis ich die mir zugewiesene Arbeit beendigt hatte, scharf bewacht und alsdann für die Nacht in einer kleinen Hütte eingeschlossen.

Diese Hütte war wirklich ein Gefängniß und zu dem Zwecke erbaut worden, um solche Sklaven darin einzusperren, die Abends verurtheilt worden waren, am Morgen gepeitscht zu werden. Sie war aus starken Eichenbalken gebaut, die viereckig behauen und an den Ecken durch den Schwalbenschwanz verbunden waren. Sie hatte kein Fenster, aber da die Balken nicht sehr genau schlossen, fehlte es nie an frischer Luft in diesem Gefängnisse, worin ich seit meinem Verhör vor Gericht jede Nacht eingeschlossen worden war.

An Sonntagen ließ man mich mit den andern Leuten im Felde arbeiten, wenn ich dazu Lust hatte; bei dieser Gelegenheit wurde ich jedoch stets unter die Aufsicht eines alten afrikanischen Negers gestellt, der angewiesen war, sofort Meldung zu machen, wenn ich das Feld zu verlassen versuchte. Sonntags war die Flucht unmöglich und ich hatte keine Hoffnung, aus meinem Schlafgemache zu entkommen, dessen Fußboden aus starken Fichtenpfosten bestand.

Das Glück that endlich für mich, was ich mit der größten Anstrengung nicht selber auszuführen vermochte. Das Schloß an der Thür meines Nachtgefängnisses war ein großes Riegelschloß und so ungeschickt an die Thür befestigt, daß es mit seinem Ende auf das Thürgerüst drückte und es selbst bei

trockenem Wetter schwer machte, die Thür zu schließen. Bei feuchtem Wetter, wenn das Holz angeschwollen war, konnte die Thür kaum geschlossen werden.

Gegen das Ende des Monats September trat trübes Wetter mit häufigem Regen ein. Als man mich eines Abends in mein Haus (so nannte man es) gehen hieß, folgte mir der Aufseher ohne Licht, obwohl es sehr finster war. Nachdem ich eingetreten, warf er die Thür mit aller Kraft hinter mir zu. Die Heftigkeit des Stoßes verursachte, daß die Thür oben ins Thürgerüst eintrat und dies hielt sie so fest, daß er sie nicht wieder aufreißen konnte.

Er hielt im Finstern die Thür für geschlossen und drehte den Schlüssel um; es entging ihm, daß der Riegel an der Außenseite des Schloßhakens, der ihn aufnehmen sollte, vorüberging. Er zog den Schlüssel ab und ging hinweg. Bald nachdem er gegangen, befühlte ich die Thür und überzeugte mich, daß sie nicht verschlossen war. Hier bot sich nun eine Gelegenheit, meinem Gefängnisse zu entkommen und mich zugleich vor Tagesanbruch weit genug von der Pflanzung zu entfernen, daß ich nicht leicht eingeholt werden konnte, wenn man auch die Richtung, die ich eingeschlagen, entdecken sollte. Ich wartete ruhig, bis im Quartier Alles still geworden war, dann stemmte ich einen Fuß gegen die Thür und stieß sie auf.

Jetzt lag die Welt offen vor mir, aber die Nacht war so finster, daß ich die größten Gegenstände, selbst ein Haus, in der Entfernung weniger Schritte nicht zu erkennen vermochte. Die Nothwendigkeit zwang mich gleichwohl, die Pflanzung ohne Verzug zu verlassen, und da mir unter den verschiedenen Straßen des Landes nur die nach Milledgeville führende bekannt war, folgte ich muntern Schrittes dieser Landstraße,

während ich überzeugt war, daß mich in einer so finstern Nacht Niemand aufgreifen könnte.

Bis Milledgeville hatte ich nur sieben Meilen zu gehen und als ich diese Stadt erreichte, sah ich in verschiedenen Häusern noch Licht brennen; ich ging indeß direkt durch den Ort, ohne einen Menschen zu bemerken, und als ich das offene Land wieder erreichte, war es meine erste Sorge, einen sichern Ort aufzufinden, wo ich mich am nächsten Tage verbergen könnte. Ich wanderte mehrere Meilen, ohne ein dichtes Gehölz zu entdecken und es mögen wohl zwei bis drei Stunden verstrichen sein, bevor ich einen Wald fand, der bedeutend genug war, um meinem Zwecke entsprechen zu können.

Es war um drei Uhr Morgens, als ich Zuflucht in einer dicht bewaldeten und schauerlichen Sumpfniederung suchte, die zur Rechten der Straße lag. Hier gedachte ich bis Tagesanbruch zu bleiben, um mich dann nach einer geheimen Stelle umzusehen, wo ich mich während des Tages verbergen könnte. Bisher hatte es, obwohl die Nacht so schwarz umwölkt war, noch nicht geregnet, aber bald nachdem ich im Sumpfe Halt gemacht, begann sich der Regen in Strömen zu ergießen und ich wurde so naß, als hätte ich einen Fluß durchschwommen gehabt.

Endlich erschien der Tag, linderte jedoch meine Leiden nur wenig, denn der Sumpf, worin ich mich versteckt hatte, lag mitten in einer stark bevölkerten Gegend und war auf allen Seiten so dicht von Baumwoll- und Maisfeldern umschlossen, daß ich die offenen Stellen entwaldeten Landes von meiner Position aus sehen konnte. Jede Bewegung war gefährlich, weil sie mich den Blicken der Leute aussetzen konnte; doch war es auch peinlich, ohne Nahrung zu bleiben, während mich der Hunger folterte.

Von meinem Ruheplatze im Sumpfe konnte ich die Straße beobachten, und obwohl es fortfuhr, stark zu regnen, sah ich bald nach Sonnenaufgang zahlreiche Reiter auf der Straße an dem Wege vorüberkommen, der mich in den Sumpf geführt hatte. Ich bezweifelte kaum, daß die Leute nach mir suchten und die Folge bewies, daß ich richtig vermuthet hatte. Es regnete den ganzen Tag, und die Furcht, den Verfolgern in die Hände zu fallen, fesselte mich im Sumpfe bis nach Eintritt der Dunkelheit am folgenden Abend; dann wagte ich es, das Dickicht zu verlassen und auf die Straße zurückzukehren, deren Richtung ich unmöglich zu erkennen vermochte, da noch immer dichtes Gewölk den Himmel verdunkelte. Das Einzige, was ich in meiner Lage thun konnte, war, mich zu hüten, daß ich auf der Straße nicht in derjenigen Richtung zurückging, aus welcher ich in den Sumpf gekommen war. Milledgeville den Rücken zukehrend, wanderte ich schnellen Schrittes vorwärts und strengte mich an, in dieser Nacht so weit als möglich von dem Schauplatze des Leidens hinwegzukommen, um dessenwillen mir jener Sumpf unvergeßlich bleiben wird.

Bei Sonnenuntergang hatte der Regen aufgehört und diese zweite Nacht war etwas weniger finster als die erste. Diesen Umstand betrachtete ich als eine glückliche Vorbedeutung des günstigen Erfolgs meines Unternehmens. Der Ausgang bewies indeß, daß ich ein ungeschickter Prophet war, denn das schwache Licht dieser Nacht ward die Ursache des entsetzlichen Mißgeschicks, das meiner wartete.

Ich hatte über zwanzig Meilen auf der Straße zurückgelegt und es mochte zwischen zwei und drei Uhr Morgens sein, als ich eine Stelle der Straße passirte, wo das Fichtengehölz auf beiden Seiten bis dicht an die Fahrgleise stand. Hier

stürzten plötzlich fünf bis sechs Männer von beiden Seiten mit dem Rufe auf mich los: „Nieder mit ihm! Bringt ihn um!“ Unter Flüchen und Schimpfworten packten sie mich, warfen mich nieder und banden mich mit einem langen Stricke, der mir um die Arme und den Leib gewickelt wurde, so daß meine Hände unterhalb der Hüften festgeschnürt waren.

In diesem Zustande trieb oder schleppte man mich vielmehr ungefähr zwei Meilen weit nach einer Art Schenke an der Straße. Hier gesellten sich bald nach Tagesanbruch zu meinen Häschern mindestens noch zwanzig ihrer Gefährten, die während der ganzen Nacht auf den andern Straßen dieser Gegend auf mich gelauert hatten. Die ganze Gesellschaft brachte den Morgen mit Trinken, Singen und Kartenspiel in diesem Hause zu. Um die Frühstückszeit gaben sie mir ein großes Stück Maisbrod und etwas saure Milch.

Um zehn Uhr Vormittags fand sich mein Herr ein und mit ihm kamen noch etliche mir unbekannte Herren. Mein Herr näherte sich mir, betrachtete mich und sagte: „Nun, Charles, diesmal hattest Du kein Glück beim Entlaufen;“ und gleich darauf fragte er laut, ob mich Jemand kaufen wollte. Ein Mann, der ein wenig berauscht war, erklärte, vierhundert Dollars für mich geben zu wollen. Andere Gebote folgten, und bald war mein Preis auf fünfhundert und achtzig Dollars gestiegen, wofür mich mein Gebieter einem Herrn zuschlug, der mich sofort als sein Eigenthum in Beschlag nahm.

Zwölftes Kapitel.

Mein neuer Herr, ein Pflanzer Namens Jones, war nur Gast in dieser Gegend und wohnte ungefähr funfzig Meilen weiter landabwärts. Am nächsten Tage brach er mit mir nach seinem Landsitze auf; er ließ mich völlig ungefesselt hinter seinem Pferde hergehen. Da mich mein Eigenthümer so vertrauensvoll behandelte, war ich entschlossen, sein Vertrauen nicht zu täuschen, bis wir seine Pflanzung erreicht haben würden; allein der Entschluß, nachher davon zu laufen und die Flucht aus Georgien zu versuchen, ward deshalb keinen Augenblick erschüttert.

Am zweiten Tage unserer Reise erreichten wir gegen Abend den ungefähr achtzig Meilen von Savannah gelegenen Wohnsitz meines Herrn. Die Pflanzung war nicht groß; sie enthielt nur etwa dreihundert Acker geklärten Landes und wurde von ungefähr dreißig Sklaven bearbeitet.

Man war gerade mit der Baumwollenlese beschäftigt und ich mußte jetzt, nachdem seit meiner ersten Flucht zwanzig Jahre verflossen waren, wieder ein bestimmtes Pensum vollbringen, während man versprach, mir jedes Pfund, was ich darüber lesen würde, mit einem halben Cent zu bezahlen. Ich besaß freilich nicht mehr die Fertigkeit wie ehedem.

Mein Herr schien keinen andern Gedanken zu haben, als Reichthum zu erwerben, und kam fast jeden Tag ins Feld, wo wir arbeiteten, und wo er häufig in starken Ausdrücken

dem Aufseher Vorstellungen machte, weil er nicht genug arbeiten ließe.

Wir erhielten hier wöchentlich ein halbes Peck Mais und ein reichliches Peck Kartoffeln. Diese Lebensmittel vertheilte der Aufseher jeden Sonntag früh; doch war dabei auch der Herr stets gegenwärtig, um zu sehen, daß wir das Unsere erhielten oder daß er selber nicht zu kurz käme.

Als ich ungefähr acht Tage hier gewesen war, kam mein Herr eines Tages aufs Feld, und als er bei mir vorüberging, blieb er stehen und sagte, ich wäre jetzt in gute Hände gefallen, denn er wäre nicht gewohnt, seine Leute viel peitschen zu lassen. Es geschähe dies bei ihm in der That nur in außerordentlichen Fällen. Er hätte eine weit mildere und zugleich weit wirksamere Strafe entdeckt, mittels deren er die Disciplin unter seinen Negern ausschließlich erhielte. Er fügte hinzu, wenn ich am Abend heimginge, sollte ich mich im Hause einfinden, wo er mich mit der Art und Weise der bei ihm üblichen Sklavenzüchtigung bekannt machen wollte.

Am Abend begab ich mich seiner Weisung gemäß nach dem Hause, wo er mir eine Pumpe zeigte, die in einem Brunnen angebracht war. Die Rinne dieser Pumpe befand sich mindestens dreizehn Fuß über dem Erdboden und die Person, die den Schwengel zu handhaben hatte, mußte zu diesem Zwecke auf eine Leiter steigen. Das Wasser dieses Brunnens war, obwohl es hoch und nur zehn Fuß vom Rande entfernt stand, äußerst kalt und die Pumpe entsendete es in einem sehr starken Strahle. Eines der im Hause beschäftigten Weiber hatte sich vergangen und sollte bestraft werden; man benutzte diese Gelegenheit, um mir die Wirkung dieser neuen Art Tortur auf den menschlichen Körper zu zeigen. Das Weib wurde entkleidet und an einen Pfahl gebunden, der auf der Stelle

stand, wohin der Wasserstrahl fiel. Ein junger Neger mußte auf die Leiter steigen und Wasser auf Kopf und Schultern des Opfers pumpen. Kaum hatte die Negerin eine Minute unter dem Wasserfall gestanden, als sie aufs kläglichste zu jammern und zu schreien begann. Bald machte sie krampfhafte Anstrengungen, sich von dem Pfahle loszureißen, aber sie war zu fest gebunden. Nach zwei Minuten wurde ihr Geschrei schwächer und bald darauf ließ sie den Kopf auf die Brust sinken. Jetzt hieß man den Neger das Pumpen einstellen. Man trug die Leidende im Zustande der Bewußtlosigkeit hinweg, doch erholte sie sich nach einer Stunde wieder. Am nächsten Morgen klagte sie über Schwindel im Kopfe, vermochte jedoch ihre Arbeit zu verrichten.

Nach meiner Ankunft auf dieser Pflanzung hatte ich die Absicht gehabt, meine Flucht bis aufs nächste Jahr zu verschieben. Nachdem ich aber die Qual jener unglücklichen Frau mit angesehen hatte, stand mein Entschluß, so schnell als möglich zu entfliehen, unabänderlich fest. Meine Stimmung war so desperat, daß ich alles Ernstes daran dachte, südwärts zu flüchten, um mich zu den Indianern in Florida zu begeben. Das Schicksal hatte mir indeß ein angenehmeres Loos bestimmt.

In der Nacht des Sonnabends nach der Bestrafung der Negerin unter der Pumpe stahl ich ein Stück Packleinwand dem Baumwollenhause, ließ mir von einem der Weiber Nadel und Zwirn geben und verwandelte die Leinwand in einen Sack. Als wir am nächsten Morgen unsre Wochenrationen erhielten, bewahrte ich die meinige sorgfältig in meinem Sacke auf, indem ich vorgab, daß ich fürchtete, sie möchte mir entwendet werden, wenn ich sie offen auf dem Dachboden der Küche ließ, den ich bewohnte.

An diesem Sonntage arbeitete ich nicht wie gewöhnlich im Felde, sondern schützte Unwohlsein vor und blieb den ganzen Tag in der Küche, um mich durch Ruhe desto besser auf die Anstrengungen der folgenden Nacht vorzubereiten. Nachdem es völlig dunkel geworden war, nahm ich meinen Sack unter den Arm, als wollte ich damit hinaus nach der Handmühle gehen, schlich mich aber leise mitten durch die Baumwollenfelder nach dem nächsten Walde, wo ich mich nach dem Stande der Sterne orientirte und dann die Richtung gen Osten einschlug. Ich nahm mir fest vor, keinenfalls auch nur einen Schritt auf der Landstraße zu reisen, so lange ich nicht mindestens hundert Meilen von dieser Pflanzung entfernt sein würde.

Da ich die ganze Nacht wacker zuschritt und weder Sümpfen noch schwer zu durchdringenden Dickichten begegnete, hatte ich bei Tagesanbruch die Pflanzung sicherlich mehr als dreißig Meilen hinter mir.

Zwanzig Jahre früher war ich in Savannah gewesen und hatte damals bemerkt, daß zahlreiche Schiffe im Hafen lagen und Baumwollenladung einnahmen. Mein Plan war nun, zunächst Savannah zu erreichen und mir nach der Ankunft in dieser Stadt irgendwie die Ueberfahrt nach einer der Städte des Nordens zu verschaffen.

Als es hell wurde, befand ich mich in einem großen Baumwollenfelde, und bevor ich den Wald erreichen konnte, brach der Tag völlig an; der an das Feld grenzende Wald war jedoch groß und gewährte mir den Tag über hinreichenden Schutz; ich verbarg mich in einem großen Sumpfdickicht, das ein halbes Viertelstündchen vom Felde lag. Es wurde jetzt nothwendig, ein Feuer anzumachen, denn meine Lebensmittel, aus Mais und Kartoffeln bestehend, waren roh. Ich besaß

diesmal, weniger glücklich als auf meiner frühern Flucht, kein Feuerzeug, und in meiner Noth versuchte ich endlich durch das Reiben zweier Holzstücke Feuer anzuzünden; fast zwei Stunden widmete ich mit äußerster Anstrengung dieser Operation, die ohne den gewünschten Erfolg blieb. Dann bemühte ich mich, einen Stein zu finden, um Feuer mit einem alten Taschenmesser anzuschlagen, das mich über drei Jahre in Maryland begleitet hatte. Meine Mühe war fruchtlos; ich fand keinen Stein in diesem Sumpfe und konnte an diesem Tage meinen Hunger nur mit etlichen rohen Kartoffeln stillen.

Endlich kam die Nacht und mit ihr die Erneuerung der Mühseligkeit des Wanderns. Mit äußerster Sorgfalt vermied ich Alles, was wie eine Straße aussah, wanderte, bis das Tageslicht erschien und mußte in dieser Nacht mindestens dreißig Meilen zurückgelegt haben. Als ich kurz vor Tage durch ein Feld ging, fand ich glücklicherweise am Abhange eines Hügels einen Haufen Kiesel. Ich steckte deren mehrere in meinen Sack und war jetzt im Stande, nach Tagesanbruch Feuer anzumachen. Ich röstete dabei Mais und Kartoffeln in hinreichender Menge, um zwei bis drei Tage davon leben zu können. In der vierten Nacht meiner Reise erreichte ich eine breite, offene Landstraße, die stark befahren zu sein schien.

Zur Seite dieser Straße, in einem dicken Fichtengehölz, bezog ich mein Quartier für den Tag, um die vorüber reisenden Personen zu belauschen und mir auf diese Weise Auskunft zu verschaffen, nach welcher Gegend die Straße führte.

Bald nach Tagesanbruch kam ein von Ochsen gezogener und mit Baumwollenballen beladener Wagen vorüber; darauf

folgten einige weiße Männer zu Pferde, und kurz nach Sonnenaufgang ging ein ganzer Zug Wagen und Karren, sämmtlich mit Baumwolle beladen, vorbei. Im Laufe des Tages passirten mindestens hundert Wagen und Karren mit Baumwolle in südöstlicher Richtung auf dieser Straße vorüber und mindestens eben so viele kamen in entgegengesetzter Richtung theils leer, theils mit Kisten und Fässern von verschiedener Größe beladen. Auch war die Straße den Tag über von Reitern, Kutschen und Fußgängern in Menge belebt.

Alle diese Umstände überzeugten mich, daß ich in der Nähe einer großen Stadt, dem Mittelpunkte eines bedeutenden Baumwollenhandels, sein müßte. Es kam mir zunächst darauf an, zu erfahren, wie weit es bis nach dieser Stadt wäre, und ich entschloß mich daher, in der folgenden Nacht auf der Straße zu reisen.

Bis elf Uhr blieb ich im Walde liegen, begab mich dann nach der Straße und folgte ihr bis eine Stunde vor Tagesanbruch; ich fand jetzt das Land fast ganz vom Walde entblößt und die Häuser wurden weit zahlreicher, als während des bisher zurückgelegten Theils meiner Reise.

Als es hell wurde, machte ich Halt und setzte mich an einer hohen Einfriedigung zur Seite der Straße nieder. Nachdem ich kurze Zeit hier geweilt, kam ein mit Ochsen bespannter und mit Baumwolle beladener Wagen vorüber, dessen Führer, ein Neger, mich fragte, ob ich nach der Stadt ginge. Ich bejahte und er fragte darauf, ob ich nicht in seinem Wagen fahren wollte. Ich äußerte, ich wäre die ganze Nacht auswärts gewesen und würde ihm sehr dankbar sein, wenn ich zu Wagen zurückkehren könnte; damit stieg ich auf den Wagen

und suchte mir einen sichern und bequemen Sitz auf den Baumwollensäcken.

Auf diese Weise reisten wir ungefähr zwei Stunden und fuhren dann in der Stadt Savannah ein. In meiner jetzigen Situation lief ich nicht Gefahr, für einen flüchtigen Sklaven angesehen zu werden, denn es war unerhört, daß ein Sklave aus dem Innern des Landes entflohen wäre, um in Savannah eine Zuflucht zu suchen.

Der Führer des Wagens fuhr durch mehrere der Hauptstraßen der Stadt und hielt dann vor einem großen Speicher, der dem Flusse gegenüber an einem Kai stand. Hier half ich meinem neuen Freunde seine Baumwolle abladen, und als wir fertig waren, lud er mich ein, sein Frühstück mit ihm zu theilen, das aus Maisbrod, gerösteten Kartoffeln und etwas kaltem, gekochtem Reis bestand.

Während wir frühstückten, kam ein Neger die Straße daher und fragte uns, ob wir nicht wüßten, wo er einen Mann miethen könnte, der ihm ein Paar Tage bei seiner Arbeit helfen sollte. Ich gab sogleich zur Antwort, mein Herr hätte mich nach der Stadt geschickt, um mich auf einige Wochen zu vermiethen und ich könnte auf der Stelle mit ihm gehen. Meine Freude über die gefundene Beschäftigung war so groß, daß ich dabei gar nicht an meinen Arbeitslohn dachte. Ich nahm Abschied von dem Manne, der mir Frühstück gegeben, und dankte ihm mit ganzem Herzen für seine Freundlichkeit; dann folgte ich meinem neuen Arbeitsgeber, der mir sagte, er hätte tausend Ballen Baumwolle aus einem Lagerhause nach dem Ende des Kais zu schaffen, bei welchem das Schiff läge, das die Baumwolle aufnehmen sollte.

Dieser Mann war ein Sklave, miethete seine Zeit aber seinem Herrn für zweihundert und funfzig Dollars jährlich

ab, die er in monatlichen Raten entrichten mußte. Er pflegte umfangreiche Arbeiten zu übernehmen und Leute zu miethen, die unter ihm arbeiteten, wenn er das Geschäft nicht allein zu besorgen vermochte. Im gegenwärtigen Falle hatte er außer mir noch sieben bis acht Neger gemiethet, die ihm die Baumwolle auf Schiebkarren nach der Stelle des Kais schaffen halfen, wo sie von Matrosen in Empfang genommen und aufs Schiff gebracht wurde.

Wir arbeiteten den ganzen Tag angestrengt und bei dieser Gelegenheit sah ich unter den Matrosen einen Neger, dessen Bekanntschaft ich zu suchen beschloß. Ich ging daher, als wir am Abend die Arbeit einstellten, nach dem Ende des Kais, an dem das Schiff lag, und blieb lange stehen, um das Erscheinen des schwarzen Matrosen auf dem Verdeck abzuwarten. Endlich wurde mein Wunsch erfüllt. Er kam aufs Verdeck und setzte sich beim großen Mast nieder, wo er mit sichtlichem Behagen seine Pfeife rauchte. Nach einigen Minuten redete ich ihn an, denn er hatte mich, wie es schien, noch nicht bemerkt; als er meine Stimme hörte, stand er auf und kam an die Seite des Schiffs in meine Nähe. Wir knüpften ein Gespräch an, in dessen Laufe er mir mittheilte, daß er in New-York heimisch wäre, auch eine Frau und mehrere Kinder dort hätte, aber seinen Lebensunterhalt auf der See verdiente und von jeher an diese Lebensweise gewöhnt gewesen wäre. Auch fragte er mich, wo sich mein Herr aufhielte und ob ich stets in Georgien gewohnt hätte.

Diese Gelegenheit schien mir günstig, um das Ziel zu erreichen, das ich im Auge gehabt hatte, als ich die Bekanntschaft dieses Mannes suchte, und ich eröffnete ihm ohne Weiteres, daß ich zwar von Rechtswegen ein freier Mann, aber aus der Gegend von Baltimore gewaltsam entführt, nach

Georgien geschafft und dort als Sklave verkauft worden wäre. Ich gestand ihm, daß ich jetzt meinem Herrn entflohen und auf ein Mittel bedacht wäre, um zu Weib und Kindern zurück zu gelangen.

Die Schilderung meiner Leiden schien den Mann zu rühren; doch sagte er mir, nachdem ich meine Erzählung beendigt, daß er mich nicht am Bord des Schiffes aufnehmen könnte, denn der Capitän hätte strengen Befehl ertheilt, keinen der Neger Savannahs an Bord zu lassen, damit sie nicht irgend etwas vom Schiffe entwenden möchten. Ferner sagte er, daß er auf Wache wäre und zwei Stunden auf dem Verdeck bleiben würde; er müßte jede Nacht die Wache zwei Stunden übernehmen, doch würde in der nächsten Nacht die Reihe erst nach Mitternacht an ihn kommen.

Ich bat ihn hierauf, mir Gelegenheit zu verschaffen, mich, bevor das Schiff unter Segel ginge, am Bord zu verbergen, um auf diese Weise nach Philadelphia, dem Bestimmungsorte des Schiffes, zu gelangen. Anfangs nahm er mein Gesuch sehr kalt auf und sagte, er möchte nichts thun, was den Befehlen des Capitäns zuwider liefe; bevor wir schieden, äußerte er jedoch, er würde mir gern helfen, wenn er könnte; die Ausführung meines Planes würde uns jedoch großen Gefahren aussetzen, ja vielleicht ins Verderben stürzen.

In meiner Lage erschien mir kein Unternehmen zu gewagt, und ich erklärte ihm, wenn er mich im Schiffsraume unter den Baumwollensäcken ein Versteck suchen lassen wollte, sollte niemals ein Mensch erfahren, daß er etwas von dem Umstande gewußt hätte; alle Gefahr und alles Unglück, das aus der Angelegenheit erwachsen könnte, sollte mich allein

befallen. Endlich sagte er, ich möchte fortgehen und er wollte sich die Sache bis zum nächsten Tage überlegen.

Sein Herz war offenbar zu meinen Gunsten gestimmt; sein Mitleid zwang ihn beinahe, zu meinem Besten etwas zu thun, was sein kaltes Urtheil und sein Pflichtgefühl rücksichtlich seiner Vorgesetzten ihm untersagten. Die Häuser der Stadt waren jetzt geschlossen und ich fremd im Orte; ich ging aber zu einem Wagen, der vor dem Waarenspeicher stand und seiner Baumwollenladung bereits ledig war, stieg hinein und legte mich neben dem Fuhrmanne nieder, der mich bereitwillig sein Lager von entleerten Maisähren, dem Futter seiner Ochsen, theilen ließ.

Als der Morgen kam, ging ich wieder zum Schiffe, und sobald die Leute auf dem Verdeck erschienen, fragte ich sie nach dem Capitän, den ich an seiner Tracht, die sich wenig von der der Matrosen unterschied, nicht erkannt haben würde. Als ich ihn fragte, ob er nicht einen Arbeiter brauchen könnte, um ihm sein Schiff laden zu helfen, sagte er, wenn ich Lust hätte, könnte ich mit den Leuten arbeiten und er würde mir bezahlen, was ich verdient hätte.

Mein Zweck war die Beschäftigung am Bord des Schiffes und nicht die Bezahlung. Im Laufe des Tages fand ich Gelegenheit, mehrmals den Schiffsraum zu betreten und genau zu besichtigen. Der schwarze Matrose versprach, mich nicht zu verrathen, wenn ich es möglich machen könnte, am Bord des Schiffes zu entkommen.

Nach drei Tagen hatte das Schiff seine Ladung vollständig eingenommen und ich hörte den Capitän sagen, daß er den nächsten Tag unter Segel gehen würde. Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Ich fragte den Capitän, was ich wohl verdient hätte, und er gab mir drei Dollars. Das war

eine sehr gute Bezahlung, denn während der ganzen Zeit hatte ich auch die Kost der Matrosen getheilt, die reichlich und ganz vortrefflich war.

Die Matrosen waren jetzt in voller Thätigkeit, um das Schiff segelfertig zu machen, und da ich bemerkte, daß sie dabei viel im Kielraume zu thun hatten, ging ich zum Capitän und erklärte, da er mich so reichlich bezahlt und gut beköstigt hätte, wäre ich bereit, für meine Kost und eine halbe Gallone Syrup den Rest des Tages mit seinen Leuten zu arbeiten. Er gab seine Einwilligung, und nun war ich darauf bedacht, mit den Leuten, die die Ladung in Ordnung legten, in den Raum des Schiffes hinab zu kommen. Sobald ich die Leute unten nach einem Gehilfen rufen hörte, ging ich gleich hinab und trug Sorge, bei ihnen zu bleiben, nachdem ich einmal unten war. Während ich auf der einen Seite des Raums stand, um die Säcke dicht an der Schiffswand in Ordnung zu legen, wußte ich es so einzurichten, daß zwischen zwei Säcken ein Raum blieb, der groß genug für eine Person war, um hinein zu kriechen und sich drin zu verbergen. Die Höhlung befand sich nahe bei der Oeffnung im Mittelpunkte des Raumes, die man frei gelassen hatte, damit die Leute herabkommen konnten, um die letzten hereingebrachten Säcke zurechtzulegen. In dieser kleinen Höhle zwischen den Baumwollensäcken gedachte ich nach Philadelphia zu reisen, wofern es mir möglich wurde, mich in der Nacht auf das Schiff zu schleichen.

Als der Abend kam, ging ich in einen Laden nicht weit vom Kai und kaufte zwei Krüge; der eine hielt eine halbe Gallone und der andere, ein großer Steinkrug, faßte mehr als drei Gallonen. Als es dunkel war, füllte ich meinen großen Krug mit Wasser, kaufte zwanzig Pfund Schiffszwieback, den ich in ein großes Tuch band, bei einem Bäcker, nahm

meine beiden Krüge und ging an Bord des Schiffes, um mir vom Capitän meinen Syrup für das vollbrachte Tagewerk geben zu lassen. Der Capitän war nicht am Bord und ein Knabe gab mir den Syrup; unter dem Vorwande, den Capitän zu erwarten, den ich noch sprechen wollte, setzte ich mich zwischen zwei Reihen Baumwollenballen nieder, die auf dem Verdeck aufgestauet waren. Die Nacht war sehr finster, und indem ich eine günstige Gelegenheit wahrnahm, wo der Mann auf dem Deck vorwärts gegangen war, gelang mirs, meine beiden Krüge auf die Baumwollensäcke zu stellen, die im Raume fast bis zum Verdeck herauf aufgeschichtet waren. Einen Augenblick nachher schlüpfte ich in den Raum hinab und verlor keine Zeit, meine Krüge an ihren bestimmten Platz unter den Baumwollensäcken neben das Lager zu stellen, das ich für mich selbst erlesen hatte.

Ich hatte mein Reiselager noch nicht lange eingenommen, als der Capitän an Bord kam; der Knabe meldete ihm, daß er mich bezahlt und entlassen hätte. Bald ward Alles ruhig und ich hörte nur noch gelegentlich die Schritte des Mannes, der die Wache hatte. Ich schloß in dieser Nacht kein Auge; meine Bangigkeit ließ mich nicht zum Schlafe kommen.

Vor Tagesanbruch war der Capitän auf dem Verdeck und ertheilte den Matrosen Befehle, um das Schiff bereit zu halten, mit der Ebbe, deren Eintreten man bei Sonnenaufgang erwartete, den Fluß hinab zu gehen. Ich fühlte die Bewegung des Schiffes, als die Anker gelichtet wurden, und die Zeit wurde mir gar lang, bevor ich die Wellen des Oceans gegen die Schiffsseiten schlagen hörte.

In meinem Versteck herrschte, sobald die Luken geschlossen waren, vollkommenste Finsterniß; ich konnte daher durchaus nicht berechnen, wie viel Zeit verstrichen war, oder wie

weit wir auf unserer Reise gelangt waren. Einmal, als ich in den offenen Raum zwischen den Reihen der Baumwollensäcke herausgekrochen war, hörte ich einen Mann, der, nach dem Klange seiner Stimme zu urtheilen, auf der Luke zu stehen schien, ausrufen: „Das ist Cap Hatteras." Ich war bereits verschiedene Mal aus meinem Versteck in den offenen Raum herausgekommen, aber die Luken waren so dicht geschlossen, daß kein Lichtstrahl herabdrang. Mir kam es vor, als wären wir bereits lange zur See gewesen, aber in der ununterbrochenen Finsterniß konnte ich die Zeit nicht berechnen.

Bald nachher wurde die Luke geöffnet und das Licht fiel in den Raum. Ein Mann stieg herab, um den Zustand der Ladung zu untersuchen, entfernte sich aber bald wieder. Die Luke wurde wieder geschlossen und seitdem ereignete sich nichts Bemerkenswerthes, bis ich hörte und fühlte, wie das Schiff gegen einen festen Körper anstieß. Bald darauf vernahm ich viel Geräusch und ein Gemisch von Tönen verschiedener Art. Alles dies überzeugte mich, daß sich das Schiff in einem Hafen befinden müßte, denn ich hörte nichts mehr vom Anschlagen der Wellen und spürte auch nicht mehr die geringste Bewegung im Schiffe.

Endlich wurde die Luke wieder geöffnet und dem Lichte der Zutritt zu mir gestattet. Meine nächste Sorge war jetzt, unentdeckt vom Schiffe zu entkommen; ich beschloß, nach Eintritt der Nacht womöglich aus dem Raume hinaufzusteigen. Ich wartete noch einige Zeit, nachdem es dunkel geworden war; dann wagte ich es, an die Luke zu gehen und meinen Kopf über das Verdeck zu erheben. Da ich Niemand am Bord sah, kroch ich aus dem Raume herauf und stieg an Bord eines andern Schiffes, das dicht neben dem meinigen lag.

Hier wurde ich von einem Manne gepackt, der mich einen Dieb nannte und behauptete, ich wäre gekommen, sein Schiff zu bestehlen. Es kostete mir viel Mühe, bevor ich ihn bewegen konnte, mich gehen zu lassen. Endlich lies er mich los und ich begab mich auf den Kai. Jetzt fühlte ich mich wieder als freier Mann.

Ich wußte nicht, in welcher Stadt ich mich befand; da mir aber alle Matrosen in Savannah gesagt hatten, daß ihr Schiff nach Philadelphia segelte, zweifelte ich nicht, daß ich in dieser Stadt wäre. Als ich auf der Straße hinging, begegnete ich einem Neger und fragte ihn, ob ich in Philadelphia wäre. Der Fremde brach über diese Frage in ein lautes Gelächter aus und ging vorüber, ohne mir zu antworten. Bald nachher traf ich einen alten Herrn, der, wie ich beim Scheine der Lampen sah, grau gekleidet war. Ihm legte ich die nämliche Frage vor und erhielt diesmal die höfliche Antwort, daß ich allerdings in Philadelphia wäre.

Dieser Herr schien mich zu bemitleiden, sei es, daß ihm mein jämmerliches und zerlumptes Aussehen zu Herzen ging, oder daß ich als Fremder, der nicht wußte, wo er sich befand, sein Mitgefühl erregte. Er hieß mich ihm folgen und führte mich nach dem nicht fern gelegenen Hause eines Negers, dem er Auftrag gab, mich bis zum nächsten Morgen zu verpflegen. In diesem Hause fand ich während der Nacht freundliche Herberge, und am Morgen erschien der grau gekleidete alte Herr wieder und brachte einen nur halb abgetragenen vollständigen Anzug mit, den er mir zum Geschenk machte; auch gab er mir Geld, um einen Hut und Musselin zu einem Paar Hemden zu kaufen. Im Begriff fortzugehen, bemerkte er noch: „Du bist, wie ich merke, ein Sklave und Deinem Herrn

entlaufen. Jetzt kannst Du Dir Dein Brod durch Arbeit verdienen; nimm Dich aber in Acht, das sie Dich nicht wieder fangen.“ Ich berichtete ihm hierauf, daß ich ein Sklave gewesen und zweimal aus dem Staate Georgia entkommen war. Der Herr schien meinen Bericht etwas ungläubig anzuhören; als ich ihm aber die Ursache des Zustandes erklärte, worin er mich gefunden, gab er eine größere Theilnahme als zuvor hinsichtlich meines Schicksals zu erkennen. Dieser Herr, dessen Namen ich nicht veröffentlichen darf, hat sich mir stets als ein gütiger Freund bewiesen.

Nachdem ich mich einige Wochen in Philadelphia aufgehalten, beschloß ich, nach meiner kleinen Farm in Maryland zurückzukehren, um mein Eigenthum um jeden Preis zu verkaufen und Weib und Kinder nach Pennsylvanien zu bringen.

Als ich in Baltimore ankam, ging ich zu einem Gastwirth, dem ich früher Gemüse aus meinem Garten geliefert hatte. Dieser Mann wunderte sich höchlich, mich zu sehen und fragte, wie ich es angefangen, meinem Herrn in Georgia zu entgehen. Ich erklärte ihm, daß der Mann, der mich nach Georgia geführt, keineswegs mein Herr wäre, sondern mich geraubt und gewaltsam hinweggeführt hätte. Der Gastwirth sagte mir hierauf, ich würde am Besten thun, Baltimore sobald als möglich zu verlassen, und zeigte mir einen Zettel, der an der Wand seiner Schenkstube angeschlagen war und durch den hundert und funfzig Dollars Belohnung für meine Aufgreifung ausgesetzt waren. Ich verließ dieses Haus auf der Stelle und floh in der nämlichen Nacht aus Baltimore.

Als ich meinen ehemaligen Wohnsitz erreichte, fand ich einen mir unbekannten weißen Mann daselbst angesiedelt.

Ich erkundigte mich bei diesem Manne, wie lange er diesen Ort besäße und auf welche Weise er in den Besitz gekommen wäre. Er berichtete darauf, es hätte früher ein Neger hier gewohnt, der jedoch ein entlaufener Sklave gewesen und den sein Herr im vergangenen Sommer hinweggeführt hätte. Auch die Frau des frühern Eigenthümers dieses Hauses wäre Sklavin gewesen; vor sechs Wochen wäre ihr Herr erschienen und hätte sie nebst ihren Kindern in Baltimore an einen Sklavenhändler aus dem Süden verkauft.

Der Mann war, wie er mir sagte, nicht in dieser Gegend gewesen, als die Frau mit ihren Kindern hinweggeführt ward, sondern hatte das so eben Mitgetheilte von einer Negerin erfahren, die eine halbe Meile entfernt wohnte.

Diese Negerin war mir wohl bekannt; sie war meine Nachbarin gewesen und hatte sich mir stets als Freundin bewährt. Ein Herr in dieser Gegend hatte sie vor einigen Jahren frei gelassen und sie wohnte unter seinem Schutze auf einem Theile seiner Besitzung. Ich begab mich sogleich nach dem Hause dieser Frau, die kaum ihren eignen Augen trauen konnte, als sie mich eintreten sah. Ihre ersten Worte waren: „Lucy und ihre Kinder sind alle geraubt worden." Auf mein Verlangen machte sie mir alsdann folgende Schilderung der Art und Weise, auf welche meine Frau und Kinder, die sämmtlich von ihrer Geburt an frei gewesen, ergriffen und in die Sklaverei des Südens getrieben worden waren.

„Einige Wochen nach Eurer Entführung," sagte sie, „und bevor sich Lucy von ihrem Schrecken so weit erholt hatte, um die ganze Nacht mit ihren Kindern ohne andere Gesellschaft in ihrem Hause bleiben zu können, ging ich eines Abends hin, um die Nacht hindurch bei ihr zu bleiben.

„Es war spät, als wir zu Bett gingen, es mochte bereits elf Uhr sein; aber nachdem wir einige Zeit geschlafen hatten, wurden wir durch ein lautes Klopfen an der Thür geweckt. Anfangs verhielten wir uns still, als jedoch das Klopfen mehrmals wiederholt wurde, fragte Lucy, wer da wäre. Eine Stimme, die dem Klange nach die einer Frau zu sein schien, antwortete darauf, sie sollte aufstehen und die Thür öffnen, man hätte ihr etwas mitzutheilen, was ihr erwünscht sein würde. Lucy hielt die Stimme für die eines Negermädchens, der Sklavin einer in der Nähe wohnenden Dame, stand auf und öffnete. Zu unserer Bestürzung stürmten jedoch, anstatt eines Mädchens, vier oder fünf Männer ins Haus und schlossen sogleich die Thür, an die sich einer der Männer mit dem Rücken lehnte, während die andern Licht auf dem Heerde anzündeten und alsdann Lucy mit einem Stricke banden. Man suchte im Bett nach den Kindern; ich wurde darin gefunden und herausgeschleppt. Ueber meine Gegenwart schienen die Räuber, die sämmtlich schwarz waren, obwohl sie Haar und Gesichtszüge weißer Leute hatten, einigermaßen betroffen zu sein. Sie beriethen sich unter einander, ob ich mit Lucy und den Kindern ebenfalls fortgeschafft oder zurückgelassen werden sollte, denn man fürchtete, daß sich mein Herr meiner annehmen würde.

„Endlich entschieden sie sich dahin, nur Lucy und die Kinder mitzunehmen, mich aber zurückzulassen, weil es sehr gefährlich sein würde, mich zu entführen, da ihnen mein Herr nachsetzen lassen könnte. Einer der Männer bemerkte, es würde auch nicht gut sein, mich in Freiheit zurückzulassen, weil ich gewiß sogleich bekannt machen würde, was ich gesehen; und wenn die Mitglieder der Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei die Sache entdeckten, bevor sie, die Räuber,

Zeit fänden, Maryland zu verlassen, würde man sie gewiß entdecken und für ihre Verbrechen zur Strafe ziehen.

„Endlich wurde beschlossen, mich an einem der Balken des Hauses festzubinden und mir den Mund mit einem Knebel zu stopfen. Diesen Beschluß führten sie sogleich aus und hierauf nahmen sie die Kinder aus dem Bette. Den ältesten Knaben banden sie mit seiner Mutter zusammen und zwangen beide, aus dem Hause zu gehen. Dann wurden die drei jüngsten Kinder ergriffen und von den Männern fortgetragen, die mich an den Balken gebunden hatten. Ich habe von Lucy und den Kindern seitdem nichts mehr gesehen noch gehört.

„Ich blieb im Hause, dessen Thür man sorgfältig verschlossen hatte, bis zur zweiten Nacht nach diesem Ueberfalle gefangen, ohne etwas zu essen oder zu trinken. In der zweiten Nacht kamen einige unbekannte Personen und zerschnitten die Stricke, womit ich gebunden war. Darauf kehrte ich nach meiner Hütte zurück."

Diese Nachricht beraubte mich fast des Lebens; unter allen Schlägen des Schicksals, die mich je betroffen hatten, war dies der furchtbarste. Es war jetzt klar, daß in meiner Abwesenheit ein Sklavenhändler gekommen war, meine Frau und Kinder als Sklaven in Beschlag genommen und an solche Männer, wie ich sie im Süden zu Herren gehabt, verkauft hatte. Sie waren nun in hoffnungslose Knechtschaft gegangen und mir auf immer entrückt. Ich selbst war öffentlich als entlaufener Sklave bezeichnet und konnte jeden Augenblick ergriffen und nach Georgia zurückgeschleppt werden. Verzweifelnd eilte ich aus meiner eigenen Heimat hinweg und kehrte mit gebrochenem Herzen nach Pennsylvanien zurück.

Seit etlichen Jahren wohne ich ungefähr funfzig Meile von Philadelphia, wo ich den Abend meines Lebens hi zubringen hoffe, während ich meinen Unterhalt durch schwe Arbeit verdienen muß, und nicht die geringste Hoffnung hab Weib und Kinder jemals wiederzusehen; — ja, ich muß mi bis diesen Tag scheuen, meinen Aufenthaltsort bekannt werde zu lassen, denn auch selbst jetzt noch könnte man mir, al einem Stück Eigenthum, Werth genug beilegen, um mir i meinen alten Tagen nachzustellen.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.